

# universitas

DECEMBRE 2009 | 02 LE MAGAZINE DE L'UNIVERSITÉ DE FRIBOURG, SUISSE | DAS MAGAZIN DER UNIVERSITÄT FREIBURG, SCHWEIZ



**Le Don**  
Ich gebe, also bin ich



# READY TO FINE-TUNE YOUR CAREER?

Teamwork. Technical expertise. Diversity. That's what success sounds like at Dell. With our talented staff and industry-leading technology, we provide an exceptional experience for both our customers and our employees.

Join us, and you'll work in a dynamic environment with other talented, ambitious people. And you'll get everything you need to push your personal career goals even higher.

Like what you hear? Check out our career opportunities, and discover just how bright your future can be.

**TO HEAR MORE, VISIT [DELL.CH](http://DELL.CH)**



Workforce diversity is an essential part of Dell's commitment to quality and to the future. We encourage you to apply, whatever your race, gender, color, religion, national origin, age, disability, marital status, sexual orientation, or veteran status. Dell and the Dell logo are trademarks of Dell Inc.



## Viva Italia – Cucina tradizionale!

Bei uns erleben Sie die wahre Italianità mit typisch italienischen Spezialitäten wie ausgezeichneten Pizzas, frischen Teigwaren, erlesenen Fleisch- und Fischgerichten sowie feinen Dolci. Und brauchen dabei Ihren Geldbeutel nicht zu strapazieren!

**Als SchülerInnen, StudentInnen und Lehrbeauftragte essen Sie bei uns gegen Vorweisung Ihrer Legi 15 Prozent günstiger!**

**Gilt auch für eine Begleitperson.**

**Ristorante Pizzeria Molino**  
Rue de Lausanne 93, 1700 Fribourg, Telefon 026 / 322 30 65

7 Tage in der Woche,  
365 Tage im Jahr offen:

Montag bis Donnerstag  
von 07.00 bis 23.30 Uhr

Freitag und Samstag  
von 07.00 bis 24.00 Uhr

Sonntag  
von 08.00 bis 23.30 Uhr

Durchgehend  
warme Küche

[www.molino.ch](http://www.molino.ch)



## Lernen Sie die neue MacBook Pro Familie kennen.



13" Bildschirm                      15" Bildschirm                      17" Bildschirm

Jetzt in den Grössen 13", 15" und 17" erhältlich: Endlich gibt es ein MacBook Pro für jeden. Wir helfen Ihnen bei der Entscheidung, das richtige zu finden.

**Spezialpreise für Studenten**

**ab 1'098.–**

**Wir sind die Apple Education Spezialisten in Ihrer Nähe.**



**Data Quest AG**  
Theaterplatz 8  
3000 Bern 7  
Tel. 031-310 29 39  
Fax 031-310 29 31

**Data Quest AG**  
Nidaugasse 22  
2502 Biel/Bienne  
Tel. 032-544 19 90  
Fax 032-544 19 91



Die Gabe hat es in sich. Richtig angewendet und umgesetzt wäre sie wohl in der Lage, den Weltfrieden zu retten – oder zumindest dazu beizutragen, gleichzeitig kann sie grosses Unglück bringen, denn so unschuldig wie sie auf Anhieb anmuten mag, ist sie keineswegs. Kein Geringerer als der Ethnologe und Soziologe Marcel Mauss hat uns gelehrt, dass jede Gabe mit einer Gegengabe vergolten werden muss (S. 8) – eine Aussage, welche die Freude an einem Geschenk schmälern könnte. Anders gesehen wussten bereits die alten Griechen um die Vorteile dieses ungeschriebenen Gesetzes und machten sich das so genannte Win-win-Prinzip zu Nutze (S. 32). Der Akt des Gebens beherrscht unseren Alltag, die Politik, ja gar die Wirtschaft – auch wenn diese sich mit der Idee der Unentgeltlichkeit nicht so recht anfreunden mag (S. 28). Gerade in der Vorweihnachtszeit hat die Gabe Hochkonjunktur. Auch wir haben die Gunst der Stunde genutzt und dem Weihnachtsfest etwas Platz eingeräumt. In diesem Zusammenhang hier noch eine kleine Warnung: Beim Durchlesen der

vorliegenden Ausgabe von universitas kann es passieren, dass sich eine Art innere «Vorweihnachts-Checkliste» abzeichnet. So drängt sich plötzlich ganz leise die Frage auf «Schenk ich auch wirklich von Herzen?». Oder auch, noch etwas leiser; «Was motiviert mich zu dieser Gabe?», «Was erwarte ich als Gegenleistung?». Damit soll dem weihnachtlichen Schenken aber nicht etwa der Garaus gemacht werden. Solange die Intention dahinter stimmt, scheint es auch gegen die mitunter beachtlichen Berge an Geschenken keine Einwände zu geben (S. 12). Auch gilt es, sich in einem Moment der Stille darauf zu besinnen, weshalb wir Weihnachten feiern, sei dies nun aus christlicher Überzeugung oder zumindest aus Respekt vor dieser Tradition. Im Sinne der alten Griechen und in Anlehnung an Mauss Theorie bedanken wir uns an dieser Stelle noch herzlich bei den 51 Autorinnen und Autoren, die uns im 2009 mit Beiträgen unterstützt haben. Wir wünschen allen frohe Festtage!

Die Redaktion

## Sommaire - Inhalt

4	Im Fokus
	Dossier : Le don
8	Marcel Mauss ou la politique du don
11	Deux piécettes et une vie tout entière
12	Wie viele Geschenke passen unter den Weihnachtstbaum?
15	«Ô admirable commercium» : Noël ou le don de Dieu
16	Et si la dette était première ?
18	(K)ein Schritt für Jedermann
22	Un acte d'indifférence
25	La gratuité et le don dans le Magistère
26	Das Elsass auf dem Gabentisch
28	Le don, cet angle mort de la pensée économique
30	Schenken will gelernt sein
32	Le concept du «win-win» en Grèce ancienne
34	Geben ist seliger denn Nehmen
36	Donner pour cause de mort
38	Die Gaben des Heiligen Geistes
39	La Suisse des «givers» & «takers»
42	uni actuel
46	new, projets, portrait & lectures

Couverture et illustrations du dossier : Tassilo Jüdt, [www.tassilo.ch](http://www.tassilo.ch)

# Entwicklungsperspektiven der Alma Mater

**Ein Planungshorizont bis ins ferne Jahr 2020 mag vermessen erscheinen. Doch in einer immer anforderungsreicheren Hochschullandschaft ist es unabdingbar, über das Tagesgeschäft hinaus zu planen, um auf der Höhe der Zeit zu bleiben. Mit dem Segen des Senats zum neuen Strategiedokument sind die Leitlinien gesetzt, die der Alma Mater den Weg für das nächste Jahrzehnt vorzeichnen sollen.**

Daniel Schönmann

im fokus

Die Universität Freiburg ist die einzige zweisprachige Universität der Schweiz. Sie ist international ausgerichtet, echte Interdisziplinarität ist ihre Stärke und sie hat den Anspruch, permanent die Qualität in Forschung, Lehre und allen weiteren Aktivitäten zu pflegen und zu entwickeln. Vor allem aber stellt die Universität bei allem, was sie tut, den Menschen in den Mittelpunkt. Wissenschaft und akademische Lehre finden in einer persönlichen, menschlichen Atmosphäre statt und die Forscherinnen und Forscher werden ebenso wie die Studienabgängerinnen und -abgänger ermutigt, eine ethische Verantwortung für die Entwicklung der Gesellschaft zu übernehmen.

## **Gut gerüstet in die Zukunft**

Träger der Universität Freiburg ist der Kanton Freiburg und an seine Organe ist die Strategie in erster Linie gerichtet. Während die Ausstrahlung der Universität Freiburg durch ihre Forschung und die Ausbildung des akademischen Nachwuchses weit über die Kantonsgrenzen hinausreicht, sind es an erster Stelle die Bürgerinnen und Bürger des Kantons, welche die Existenz der Alma Mater ermöglichen. Die Universität hat in der Entwicklung des Kantons Freiburg vom strukturschwachen Agrarkanton zu einer dynamischen Wirtschaftsregion eine zentrale Rolle gespielt und verpflichtet sich auch weiterhin, dem Kanton einen steten kulturellen, gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Mehrwert zu schaffen. Dazu gilt es, dem Ruf als Ausbildungsstätte ersten Ranges für junge Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler aus der Schweiz und dem Ausland immer wieder gerecht zu werden und als Forschungsinstitution mit einer Palette profilierter wissenschaftlicher Exzellenzzentren die Anziehungskraft Freiburgs für innovative Unternehmen zu stärken und somit zur Schaffung attraktiver Arbeitsplätze bei-

zutragen. Diese Mission kann die Universität am besten im Rahmen einer klar geregelten Autonomie erfüllen, welche das Ziel der angelegenen Revision des kantonalen Universitätsgesetzes sein muss.

## **«Schweizerischste» aller Universitäten**

Mit den beiden offiziellen Sprachen deutsch und französisch sowie dem traditionell hohen Anteil an Studierenden aus dem Tessin ist die Universität seit jeher ein helvetischer Mikrokosmos mitsamt dem weltoffenen, internationalen Flair, das auch für die moderne Schweiz typisch ist. Dieses überregionale und internationale Profil gilt es in der strategischen Planung zu berücksichtigen, damit die Universität Freiburg weiterhin dazu beitragen kann, als kulturelle und wissenschaftliche Brücke zwischen den Landesteilen das Gemeinwesen der Schweiz zu stärken. Durch das neue Bundesgesetz über die Hochschulen werden die Rahmenbedingungen für die Schweizer Universitäten neu umrissen und es gilt, die eigene Strategie optimal auf diese künftigen Gegebenheiten auszurichten.

Für die vom Rektorat im Austausch mit den Fakultäten und den universitären Körperschaften erarbeitete strategische Planung wurden sieben übergreifende Entwicklungsziele formuliert. Gemeinsam ist allen Zielen der Grundsatz, vor allem diejenigen Bereiche und Aktivitäten zu verbessern, die bereits jetzt gut funktionieren und neue Initiativen vor allem dort zu ergreifen, wo vorhandene Stärken weiter entwickelt werden können.

■ Entwickeln und profilieren der fakultären und interfakultären «Leuchttürme» und thematischen Schwerpunkte der Universität Freiburg, um deren Sichtbarkeit und Dynamik in den Dienst der ganzen Universität, des Kantons und der Schweiz zu stellen. Unter

*Daniel Schönmann ist Generalsekretär der Universität Freiburg. [daniel.schoenmann@unifr.ch](mailto:daniel.schoenmann@unifr.ch)*

«Leuchttürmen» werden Schwerpunkte der Kompetenz und Exzellenz sowohl in der Forschung als auch in der Lehre verstanden.

■ Stärken des wissenschaftlichen Nachwuchses und fördern der Forschung, indem mehr Entwicklungsmöglichkeiten für junge Forschende im universitären Mittelbau geschaffen werden. Es gilt, eine bessere zahlenmässige Ausgewogenheit zwischen den verschiedenen Personalkategorien zu finden, von der Doktoranden- bis zur Professorenstufe.

■ Verdichten und entwickeln des internationalen Netzwerkes der Universität Freiburg, sowohl zu Gunsten der Forschung als auch der Kooperation in der Lehre und der Mobilität der Studierenden. Das internationale Netzwerk der Universität Freiburg ist weltumspannend und beschränkt sich nicht auf Europa.

■ Fördern und unterstützen der Qualität in allen Aktivitäten der Universität, von der

Forschung und Lehre bis hin zu den internen und den für die Gesellschaft erbrachten Dienstleistungen. Es gilt, den ausgezeichneten Ruf der Universität Freiburg im Bereich der Qualitätsentwicklung weiter auszubauen.

■ Dynamisieren des Einsatzes der finanziellen Ressourcen innerhalb der Alma Mater durch ein transparentes System auf der Basis nachvollziehbarer Indikatoren, um der Gesamtuniversität und den Fakultäten den Spielraum zu ermöglichen, auf kurzfristige Entwicklungen und Chancen zu reagieren und noch stärker die Exzellenz in Forschung und Lehre zu fördern.

■ Konzentrieren der Bauten und Infrastrukturen auf der Achse zwischen «Miséricorde/Beauregard» und «Pérolles», um optimale Arbeitsbedingungen für Studierende, Forschende und Lehrpersonal zu schaffen. Entwickeln der bestehenden Bauten und von Neubauten im Rahmen einer Gesamtvision zu Gunsten attraktiver Arbeitsbedingungen in allen Fakultäten.



© Jupiter images

*Die Strategie 2020 zeigt der Universität den Weg durch die künftige Hochschullandschaft.*

■ Verbessern und verstärken der internen Dienstleistungen zu Gunsten von Studierenden, Forschenden und Lehrpersonal. Die Dotierung der Dienste im Verhältnis zur Anzahl Studierender und Forschender muss dem Niveau vergleichbarer Universitäten angenähert werden, während der Ressourcen-Einsatz durch enge Koordination der Dienststellen optimiert wird.

Das Strategiedokument umreiss die konkrete Umsetzung dieser sieben Zielsetzungen in den fünf Fakultäten, den interfakultären Einheiten sowie in den Politikfeldern Qualitätsentwicklung, Forschungsförderung, Lehre, Weiterbildung, Beziehungen und Netzwerke, Personalentwicklung, Bauten und Infrastrukturen sowie interne Dienstleistungen. Das Papier

wird als nächster Schritt dem Staatsrat des Kantons Freiburg zur Kenntnis gebracht und dann veröffentlicht.

### **Nicht Kristallkugel, sondern Kompass**

Die «Strategie 2020» der Universität Freiburg kann nicht bis ins letzte Detail voraussagen, wie die Alma Mater und ihr Umfeld im Jahre 2020 aussehen werden. Vielmehr soll sie aufzeigen, wie die Universität mit ihren wissenschaftlichen Ergebnissen durch gezielte Investitionen und vorausschauenden Mitteleinsatz zur Lösung aktueller und künftiger Probleme beitragen kann und Studierende zu verantwortungsbewussten Menschen ausbildet, die befähigt und bereit sind, sich den Herausforderungen der Zukunft zu stellen – weit über das Jahr 2020 hinaus.

im fokus

## **«Wir haben keine Luftschlösser entworfen.»**

**Gemäss Universitätsgesetz ist das Rektorat mit der Ausarbeitung der Strategie betraut und hat diese dem Senat zur Genehmigung zu unterbreiten. Rektor Guido Vergauwen äussert sich zum Planungsprozess.**

*Die Universität Freiburg ist nach Gesetz eine autonome Anstalt des Kantons Freiburg – aber wie autonom ist die Universität tatsächlich, wenn es um die Festlegung ihrer Strategie geht?*

Bei der Formulierung ihrer Strategie ist die Universität völlig autonom – nach Universitätsgesetz ist es das Rektorat, welches die Strategie erarbeiten muss und der Senat der Universität genehmigt sie. Den kantonalen Behörden, also Erziehungsdirektion und Staatsrat, wird das fertige Strategiepapier zur Kenntnis gebracht. Erst dann tritt der Trägerkanton Freiburg auf den Plan: Ihm steht es zu, über die finanziellen Ressourcen zu entscheiden, welche er der Universität zur Umsetzung ihrer Strategie zur Verfügung stellen kann und will.

*Wie ist das Rektorat konkret bei der Ausarbeitung der Strategie 2020 vorgegangen?*

Anfang 2008 hat das Rektorat begonnen, die Situation der Universität zu analysieren und sich Gedanken über ihre Entwicklungsperspektiven zu machen. Schon in dieser Phase standen wir im regen Austausch mit den Dekanen der fünf Fakultäten. Im Laufe von 2009 hat das Rektorat schliesslich das Strategiepapier ausformuliert, und es bei den Fakultäten und den universitären Körperschaften in Konsultation gegeben. Damit konnte diesen Herbst ein vom Rektorat formuliertes, aber von den Fakultäten und Körperschaften mitgeprägtes und hoffentlich auch mitgetragenes Strategiedokument dem Senat der Universität unterbreitet werden. Dieser hat die Strategie 2020 in zwei Sitzungen beraten und schliesslich am 9. Dezember 2009 genehmigt.

*Die strategische Planung fällt in die Zeit einer Wirtschaftskrise, in welcher die Steuereinnahmen sinken und sich die öffentliche Hand teilweise stark verschulden muss. Auch wenn der Kanton Freiburg im Moment finanziell vergleichsweise gut dazustehen scheint – wie realistisch ist es, vor diesem Hintergrund, die finanziellen Mittel für die Umsetzung ihrer Strategie zu erhalten?*

Wir haben keine Luftschlösser entworfen, die neue Mittel in astronomischer Höhe erfordern würden; vielmehr sehen wir handfeste und konkrete Entwicklungsschritte und Verstärkungen vor. Aber natürlich benötigen wir für die Umsetzung der Strategie auch Investitionen des Kantons Freiburg. Wir setzen auf das Bewusstsein des Staatsrates, dass der grosse Beitrag der Universität zur Entwicklung des Kantons nur möglich bleibt, wenn die Universität sich ihrerseits entwickeln kann.

*Das Strategiepapier wird nun dem Staatsrat unterbreitet und veröffentlicht. Wie geht es danach weiter?*

Die Arbeiten an der finanziellen Mehrjahresplanung 2012 bis 2015 sind bereits im Gange. Jetzt geht es darum zu zeigen, welche Investitionen in die Universität für die unmittelbare Zukunft notwendig sind, um die Strategie realisieren zu können. Zuerst arbeiten wir intern an der Planung, auch dies in enger Zusammenarbeit mit den Fakultäten. Anschliessend geht es um die Aushandlung des Globalbudgets 2012-2015 mit dem Staatsrat, über welches am Ende der Grosse Rat des Kantons Freiburg entscheidet.

Veillez d'abord à mériter de donner,  
et d'être l'instrument du don.  
Car en vérité c'est la vie qui donne à la vie et  
vous qui croyez être la  
source du don, vous  
n'en êtes que  
témoins.

Khalil Gibran,  
Le Prophète



# Marcel Mauss ou la politique du don

Dans son ouvrage de référence «Essai sur le don», l'anthropologue et sociologue français Marcel Mauss analyse les enjeux de l'échange. Prestige, honneur, pouvoir, domination : un cadeau apparemment anodin se transforme parfois en un «fait social total» impliquant la société dans son ensemble. Souvent critiqué, Mauss continue pourtant à inspirer la recherche et son actualité ne se dément pas.

Nida Surber

## dossier

### Soziales Totalphänomen

*Der französische Ethnologe und Soziologe Marcel Mauss publizierte 1924 sein Werk «Essai sur le don», dessen Kernaussagen hinreichend bekannt sind: Der Gebende wächst durch den Akt der Gabe und der Nehmende büsst, konsequenterweise, an Grösse ein; der Austausch ist eine umfassende gesellschaftliche Tätigkeit – ein «soziales Totalphänomen». Nach Mauss Theorie steht der Beschenkte nach Erhalt der Gabe in der Pflicht des Gebenden, bis hin zum Moment, da er die Gabe «ausgleicht», d.h. ebenfalls ein Geschenk macht. Das den Besitzer wechselnde Objekt ist dabei nicht nur materieller Natur, es hat auch einen sozialen Wert, eine Seele. Wenn auch häufig kritisiert, bleibt Marcel Mauss auch heute noch aktuell und seine Theorie zur Gabe bildet noch immer die Basis vieler Forschungsarbeiten auf diesem Gebiet.*

Paru en 1924, l'«Essai sur le don» de Marcel Mauss est l'un des ouvrages les plus commentés en anthropologie, en sociologie et en ethnologie. Son influence s'étend toutefois sur bien d'autres disciplines. Ainsi, la signataire du présent article, qui enseigne aujourd'hui les littératures médiévales anglaises, s'est longtemps occupée d'histoire des religions, domaine où la lecture de Marcel Mauss était un «must», ce qui lui a beaucoup servi lorsqu'il lui a fallu disséquer le don et l'échange dans la littérature vieil-anglaise et vieil-islandaise. L'«Essai sur le don» commence d'ailleurs par une longue citation d'un poème fondamental dans l'ensemble de la littérature vieil-islandaise, le «Hávamál». Les thèses principales de Marcel Mauss sont connues : premièrement, que le donateur ressort grandi par la donation et que le bénéficiaire s'en trouve par conséquent diminué; deuxièmement, que le système de prestations conditionnées par le don et l'échange a constitué un phénomène total, se construisant au fond comme un cercle à inscrire dans le temps. Conformément au premier argument de la thèse, le bénéficiaire devient l'obligé du donateur jusqu'au moment où il pourra rendre ce don. Mauss pensait qu'il y avait obligation de rendre, que la donation impliquait automatiquement un contre-don : cet aspect a été critiqué depuis, notamment par P. Bourdieu, C.A. Gregory, M. Sahlins et M. Strathern. L'ouvrage de Mauss reste néanmoins au centre de l'écheveau des théories et des concepts anthropologiques ultérieurs.

### Un supplément d'âme

Étant donné que l'objet donné et reçu n'est pas qu'un objet matériel, concret, mais qu'il s'inscrit dans un enchaînement de significations sociales, il peut se transformer en un surplus d'honneur et de prestige qui va bien au-delà de sa valeur objective. Pour Mauss, «la chose reçue n'est pas inerte», elle est «animée» : «le

lien par les choses est un lien d'âmes, car la chose elle-même a une âme, est de l'âme. D'où il suit que présenter quelque chose à quelqu'un c'est présenter quelque chose de soi.» Les objets donnés et reçus vont exprimer des sens tantôt concrets, tantôt symboliques. Le travail postérieur de Bourdieu, «Esquisse d'une théorie de la pratique», se trouve déjà en filigrane chez Mauss. La question de la masculinité ou de la féminité des dons est y est également évoquée, question qui resurgira quelques décennies plus tard chez les anthropologues M. Strathern et B. Juillerat. Que l'échange porte sur des biens, des gens ou des rituels, il va s'inscrire dans une construction sociale : Mauss a bien vu dans les objets eux-mêmes qu'ils avaient «un prestige, un nom, une personnalité, une histoire, même un roman». En ce qui concerne l'échange des gens, Mauss se sert du terme anglais de «fosterage», concept sans lequel les sagas islandaises seraient incompréhensibles. En clair, une famille fait adopter par une autre un de ses enfants afin de créer une alliance durable entre les deux familles : la «Saga de Njál» illustre bien l'extrême importance politique d'un geste qui ne semble relever que de la sphère familiale. Il apparaît donc que l'insistance maussienne sur le supplément d'âme que revêtent certains échanges ne dénote pas un certain mysticisme de sa part, mais un fait social. Ce que Marcel Mauss affirme sur le «potlatch» est connu de tous et peut même sembler aller de soi : c'est oublier à quel point son analyse était novatrice en 1924. La destruction sacrificielle des biens chez certaines tribus nord-américaines, dont tant ont disparu depuis, sous-entend elle aussi une notion d'honneur qui se transforme en pouvoir ultérieur. On détruit des richesses afin d'aplatir (terme maussien) un rival, destruction qui fera même avancer socialement la famille du donateur («big-man») des objets qui seront détruits.

Nida Surber enseigne les langues et littératures médiévales anglaises au Département d'anglais et slavistique.  
nida.surber@unifr.ch  
*Gift and Exchange in the Anglo-Saxon Poetic Corpus, 1994.*



Cela dit, il est évident que l'ouvrage de Mauss, que lui-même qualifiait d'«insuffisamment complet» a été soumis à un feu nourri de critiques. Il est clair qu'un certain passéisme, une certaine nostalgie règne chez Mauss, tant il est vrai qu'il évoque «nos paysans ou les villages de pêcheurs de nos côtes il n'y a peut-être pas cent ans», regrettant un système qui semblait avoir encore «valeur de sentiment». Dans ses conclusions qu'il qualifie d'ailleurs de morales, il déclare que l'on doit revenir à de l'archaïque.

### Nombreuses remises en question

L'excellente introduction de l'anthropologue britannique Mary Douglas à la nouvelle traduction, en 1990, de l'«Essai sur le don» par W.D. Halls – une preuve éclatante de la centralité de l'essai de Mauss encore aujourd'hui – jette une lumière tout autre sur l'apparente nostalgie manifestée par Mauss. Selon elle, l'«Essai sur le don» faisait partie d'une attaque en règle menée contre la théorie politique dominante du temps de Marcel

Mauss et constituait une critique virulente de l'utilitarisme anglo-saxon. Dans son texte au titre significatif «No Free Gifts», Douglas souligne que Marcel Mauss cherche à opposer une économie tempérée par le don et l'échange au pur mercantilisme qui allait être appelé à se répandre sur la planète entière. Ce débat est toujours d'actualité si on songe au nombre d'ouvrages, parfois très controversés, qui prônent la fin de l'aide humanitaire en Afrique au profit du libre jeu des forces du marché. Pour Douglas, un don qui ne mettrait pas en valeur la solidarité représente un non-sens au point de vue social. Si elle reproche quelque chose à Marcel Mauss, c'est d'avoir tenté d'enregistrer théoriquement la structure tout entière du crédit dans son essai, par une sorte d'«hubris» scientifique. Plus récemment, en 2003, John Monaghan écrit lui aussi dans la revue «Ethnohistory» que l'«Essai sur le don» constitue l'un des ouvrages les plus soigneusement décortiqués en ethnologie comparée. ►



Dans ce court texte qu'il consacre à la traduction anglaise de l'ouvrage de Maurice Godelier L'«Enigme du don» (1996), il fusige tant Mauss que Godelier à propos de l'idée que le don est le principe social élémentaire dont l'origine remonterait aux débuts de la vie communautaire. Strathern quant à elle, en 1988, s'était déjà insurgée contre le ton moralisateur de Marcel Mauss, tout comme le philosophe et essayiste Jacques Derrida le fera en 1991. La contribution de Strathern réside dans la mise à jour des relations instaurées par l'échange de biens, et qu'elle désigne par le terme de «enchaînement» : ce sont ces relations-là qui enchaînent les individus et non pas les objets donnés en anticipation des objets à rendre. Pour elle, clairement, la cérémonie du cadeau avec son contre-cadeau tend à masquer le fait qu'un échange de cette nature est le seul moyen de s'approprier la richesse, et donc le pouvoir. Elle a, elle aussi, maille à partir avec ce qu'elle nomme le côté mystique de Marcel Mauss. Ces relations, dit-elle, ne sont que partiellement révélées ou visibles. Effectivement une certaine imprévisibilité autour de l'échange est de mise. Nombreux sont les contradicteurs de Marcel Mauss qui déclarent que les dons peuvent être refusés (R. Gasché en parle en 1972). La hiérarchie qu'on voudrait imposer par ce genre de dons peut être rejetée même par les subordonnés d'une personne «généreuse» détentrice du pouvoir.

### **Cadeau empoisonné, vraiment ?**

Quant à la fascination pour l'ambivalence du don (cadeau empoisonné et autres dons funestes), on permettra à l'angliciste qui signe ces lignes de s'attaquer à une confusion chez Mauss qui a la vie longue, à savoir l'assimilation de «gift» («don» en anglais) et de «Gift» («poi-

son» en allemand). Cette erreur se perpétue depuis lors, d'autant plus que le linguiste E. Benveniste a répété la chose telle quelle en 1966 et en 1969, alors que plus récemment encore J. Derrida a repris ce rapprochement pseudo-étymologique à son compte. Tous les dictionnaires étymologiques germaniques s'accordent à dire qu'il n'y a jamais eu de coexistence synchronique des deux acceptions de «Gift», «don» et «poison», dans une même langue. C'est sous l'influence du terme grec, repris en latin, «dosis» (dose d'un remède) que la notion du don funeste est apparue, et cela seulement en allemand. En vieil-anglais, le seul terme pour «poison» est «attor», rien à voir avec le substantif «gift», «cadeau». Le seul contre-exemple viendrait du hollandais, où «Gift» présente effectivement les deux sens, mais même là, ces deux sens se distinguent parfaitement par le genre neutre («poison») et féminin («don»).

Aucune de ces critiques ne remet en cause la centralité d'un ouvrage qui a engendré tant de contributions originales dans des domaines si divers. Le fait le plus remarquable est qu'à son époque Marcel Mauss a clairement situé son essai anthropologique dans le domaine politique. Lorsqu'il en appelle à davantage de civisme et de civilité et qu'il nous rend attentifs à la dimension non-monétariste du don et de l'échange, nous ne pouvons que reconnaître l'actualité du propos. ■

# Deux piécettes et une vie tout entière

**Qu'est-ce que le don véritable ? Certainement pas celui qui correspond aux attentes et aux besoins. Dans la Bible, la veuve qui offre au temple de Jérusalem les deux seules piécettes qu'elle possède donne en réalité «sa vie tout entière». Ce geste la place au même rang que Dieu qui a donné son Fils et son Esprit. Mirobolants, ces deux dons nous emmènent vers la vraie rencontre.**

dossier

Philippe Lefebvre

## Zum wahren Wert der Gabe

*Zu Zeiten von Jesu, im Tempel von Jerusalem: Eine Wittwe opfert ihre zwei einzigen Geldstücke. Jesu macht seine Jünger auf diese bescheidene Gabe aufmerksam; in Wirklichkeit hat die arme Frau ihr «ganzes Leben» Gott geschenkt, so wie Gott dem Menschen seinen Sohn und den Heiligen Geist geschenkt hat. Die beiden Szenen, so unterschiedlich sie auch anmuten, haben vieles gemeinsam. Was auch immer «das Ganze» eines jeden ausmacht, welcher Natur dieses «Ganze» auch sei, wichtig ist der Akt der Gabe.*

Peut-on parler de don quand le don correspond à ce qu'on attendait ? Celui qui le reçoit reste maître du jeu : il avait déterminé son besoin, il en obtient satisfaction. Le don authentique tend, lui, à échapper. Il apporte trop ou trop peu ou autre chose que ce qui était prévu. Il déjoue les enchaînements de l'offre et de la demande, il dirige vers le donateur qui ne se conforme plus dès lors au bailleur de fonds attendu. Voici un point de départ biblique pour penser le décalage que le don introduit (Evangile de Marc 12, 41-44).

## Un don déconcertant

Jésus est un jour au temple de Jérusalem avec ses disciples. Il se tient devant la salle du trésor où des gens déposent ostensiblement des dons substantiels. Il voit à un moment une pauvre veuve qui y donne deux piécettes : c'est tout ce qu'elle possède. Jésus alors appelle ses disciples qui regardaient ailleurs et leur met en lumière cette femme absolument inaperçue. Elle a donné plus que tout le monde, dit Jésus, elle a donné «sa vie tout entière». Parfois un don ne peut apparaître comme tel que s'il est déconnecté des programmes habituels de la bienfaisance et du sponsoring. Le don de la veuve s'avère manifestement inutile : à quoi servent les quelques centimes d'une mendicante dans le budget gigantesque d'un sanctuaire fréquenté ? Mais ce qu'elle offre dans ce don négligeable, c'est elle-même. En cela, elle ressemble à Dieu dont elle foule les parvis en venant au temple. Le Dieu biblique en effet ne donne jamais rien sous mode d'aide extérieure, de sauvetage sans lendemain. Il se donne dès qu'il donne. En concluons-nous qu'il faudrait mépriser désormais les donations philanthropiques, les mécénats organisés ? Non, bien sûr. Les manières de donner sont multiples et utiles, chacune en son genre. Mais un don comme celui que fait cette veuve four-

nit une sorte de mesure : il y a don à proprement parler quand «la vie toute entière» du donateur est donnée dans son geste.

## Au registre personnel

Le don, qui passe pour pure gratuité, est en fait, d'une certaine manière, le mode de relation le plus exigeant qui soit. Il fait entrer dans le registre personnel : le donateur et le bénéficiaire sont convoqués à la rencontre l'un de l'autre. La veuve du temple n'a rien, mais elle donne son tout au Dieu qui réside au temple; elle fait avec lui compte commun et, dans son temple, cohabite avec lui d'égale à égal. Parlera-t-on de subjectivité dans le don ainsi compris ? L'opposera-t-on aux donations objectives qui répondent à des besoins réels ? Encore une fois, notre amie la veuve nous aide à penser hors de ces clivages trop simples : quand elle inscrit son don dans le registre personnel, elle rappelle que tout don vise la personne, et pas ultimement des organismes anonymes ni des besoins généraux qu'il s'agirait de combler.

## Donner dans l'excès

A la fin de la mission de Jésus, on voit la veuve offrir ses deux pièces. Au tout début, Dieu s'est manifesté comme un Père qui donne son Fils et son Esprit (Marc 1, 9-11). Les deux scènes se correspondent : quel que soit le tout d'un être, quelle que soit la nature de ce qui constitue «sa vie tout entière», le but est de le donner. Les deux piécettes du Père sont le Fils et l'Esprit. Trop peu apparemment dans le cas de la veuve, beaucoup trop dans le cas du Père : la Bible est ainsi faite, elle ne parle que d'excès, ce qui est le régime attitré du don. L'impie dans la Bible n'est pas un mécréant : c'est celui ou celle qui a peur du don mirobolant et qui préfère vivoter dans les échanges contrôlés et impersonnels. ■

Philippe Lefebvre est professeur associé et président du Département d'études bibliques.  
philippe.lefebvre@unifr.ch

# Wie viele Geschenke passen unter den Weihnachtsbaum?

**Das Geschenk ist zum Hauptakteur auf der weihnachtlichen Bühne geworden. Seine mediale Omnipräsenz schon viele Wochen vor dem Fest erzeugt den Weihnachtsstress, der in dem polyphonen Zuruf begründet liegt, sich endlich um das Geschenk zu kümmern. Hilfe naht heute nicht mehr vom «Himmel hoch»; vielmehr öffnet das Internet pünktlich zum Fest seine Portale.**

Michael Felder

dossier

## De si beaux cadeaux de Noël

*Pour comprendre que sous l'arbre de Noël il y a de la place pour de nombreux cadeaux sans marginaliser la crèche, il faut réfléchir à la relation entre l'«essentiel» du contenu de la fête et la signification des cadeaux. En effet, ces deux aspects ne sont pas uniquement liés par une simple date commune. Les cadeaux sont généralement cachés avant de réapparaître sous l'arbre le jour de la fête. Le terme d'apparition s'avère central à Noël. Dieu est apparu en tant qu'homme. Traduit en langage théologique technique par l'Incarnation, cela signifie que Dieu devient visible à un certain endroit. Dans cette perspective, le cadeau ne pourrait pas exprimer de manière plus belle ce que le message de Noël signifie : il s'agit de donner avec le cœur tout entier. C'est bien là le symbole de la crèche, prouvant que Dieu donne tout ce qu'il a : lui-même.*

Fussgängerzonen entpuppen sich zuweilen als Zonen der Wahrheit. So bringen in etwa die vor christlichen Feiertagen spontan eingefangenen Befragungen der Passantinnen und Passanten nach dem Sinn des Festes Erstaunliches ans Licht. Auch Weihnachten macht da keine Ausnahme. Der von den Kirchen beklagte Bewusstseinswandel, der offensichtliche Zusammenbruch des kollektiven, christlich geprägten, kulturellen Gedächtnisses scheint unumkehrbar. Und doch: Weihnachten vergisst niemand, es ist ein Fest, das von allen Menschen gefeiert werden kann. Der Grund dafür ist, dass es eine Schlüsselszene enthält, die alle verstehen können, auch wenn sie den spezifischen religiösen Code der Weihnachtsgeschichte nicht zu entschlüsseln wissen: das Schenken. Mit Blick auf die Gabenfülle der Kaufhäuser erscheinen die klassischen Protagonisten unter dem Weihnachtsbaum, allen voran das Jesuskind, wie im Exil.

## Was für eine Bescherung

Der Versuch, eine friedliche Koexistenz mit den Geschenken im Glanzpapier zu führen, ist nicht einfach. Auch in den Familien der religionssoziologisch als hochreligiös Bezeichneten spielt das Schenken an Weihnachten eine zentrale Rolle. Der Wille, das Eigentliche von Weihnachten zu retten und die Bedeutung des Geschenkes an Wert und Zahl auf ein christlich korrektes Mass festzulegen, birgt die Gefahr unfestlicher Verkrampfung. Um zu begreifen, dass unter dem Weihnachtsbaum viele Geschenke Platz haben, ohne damit die Krippe so zu marginalisieren, dass – wenn überhaupt – nur noch ein frommer Schein übrig bleibt, muss man über die Verbindung zwischen dem «Eigentlichen» des Festinhaltes und der Bedeutsamkeit der Geschenkpraxis nachdenken. Es geht darum, eine Brücke zwischen der Semantik des Geschenkes und der

christlichen Weihnachtsüberlieferung zu bauen. Es zeigt sich, dass beide, Krippe und Geschenk, unter dem Weihnachtsbaum Platz haben und dass die Frage nach dem Eigentlichen nicht durch eine Art Wettstreit der Mentalität zu entscheiden ist. Die hermeneutische Brücke ist vor allem dort hilfreich, wo der Eindruck eines Kampfes der Kulturen zwischen zeitgenössischen, säkularen und christlichen, traditionsbewussten Haltungen entsteht. Manchmal erscheint dieser Kampf als ein Streit ums Urheberrecht. Von christlicher Seite wird der Vereinnahmungsvorwurf erhoben. Tatsächlich aber verbindet beide Seiten mehr als das gemeinsame Festtagsdatum.

## Sichtbarwerdung - Epiphanie

Zwar werden Weihnachtsgeschenke meist bis zum Festtag verborgen, aber sie warten nicht im Versteck auf die Suchenden. Das Erscheinen unter dem Christbaum, bzw. die Einbettung in einen besonderen Ort des Geschehens, unterstreicht die Sichtbarkeit des Geschenkes. Die Präsentation hat etwas Ostentatives. Weihnachtsgeschenke sollen eben nicht übersehen werden. Weihnachtsgeschenke haben ihren Ort. Selbst dort, wo das nicht der Christbaum ist, gibt es bei vielen den traditionellen Ort der Bescherung.

Erscheinung ist ein zentrales Wort der Weihnacht. Gott ist als Mensch erschienen. Das, was in theologisch technischer Sprache mit Inkarnation bezeichnet wird, meint doch nichts anderes, als dass Gott an einem bestimmten Ort sichtbar wird. Den Ort der Bescherung kennen wir seit Kindertagen als Bethlehem. Was in Bethlehem erschienen ist, das ist die Sichtbarkeit Gottes als Eindeutigkeit seiner Liebe. Das Geschenk lebt von der Verhüllung, der Sichtbarmachung des (noch) Unsichtbaren. Im Akt des Auspackens zeigt ▶

Michael Felder ist assoziierter Professor am Departement für Praktische Theologie.  
michael.felder@unifr.ch



sich immer mehr, was so offensichtlich verborgen war. Dieses Paradox des Geschenkes könnte nicht schöner ausdrücken, was die Weihnachtsbotschaft meint, wenn sie die Erscheinung des Herrn unter Umständen geschehen lässt, die uns auffordern immer mehr zu entdecken, was dort in Bethlehem an Bedeutsamem für uns zum Vorschein kommt.

### **Ob Gold oder Blech – von ganzem Herzen**

Die Verpackung hat noch eine andere Funktion. Nicht nur, dass im Auspacken eine besondere Art der Aneignung geschieht, eine besondere rituelle Art der Übergabe. Egal, was zum Vorschein kommt, die Botschaft lautet: Es kommt von ganzem Herzen. Unter dem Papier können sich ganz alltägliche Gaben verbergen (wer hat noch nie ein paar Socken ausgepackt?), durch den Zauber der Verpackung hebt sich der Wert des Geschenkes aus unserem üblichen pekuniären Umrechnungssystem. Der Gegenwert des Weihnachtsgeschenkes ist nicht berechenbar, daran können auch Umtauschaktionen in den Geschäften nichts grundsätzlich verändern. Sie haben allenfalls etwas Ernüchterndes an sich. Das Geschenk soll von ganzem Herzen kommen.

Einem Geschenk fehlt dann etwas, wenn dieses Ganze des Herzens nicht mehr sichtbar ist. Schenken ist etwas, das ganz geschehen muss. Das hat nichts mit seinem bezifferbaren Wert zu tun. Das Geschenk will eine Freude machen und nicht übermitteln, was dem anderen noch fehlt oder nützt. Vielleicht liegt es daran, dass Spielsachen immer als Geschenk empfunden werden, nicht nur aus Kinderperspektive. Auch Gebrauchsgegenstände können Geschenke sein, wenn deutlich wird, dass an mich gedacht wurde, dass jemand mit ganzem Herzen auf meine Situation eingegangen ist. Weihnachten lebt von dem Grundgedanken, dass mit ganzem Herzen gegeben wird. Dafür steht die Krippe. Sie ist das Symbol, dass Gott alles gibt, was er hat: sich selbst.

### **Kein Geschenk ohne Namen**

Weihnachtsgeschenke haben den Eindruck etwas Spezifisches zu sein. Sie erheben den Anspruch, nicht von der Stange zu sein, sondern eine persönliche, spezifische Note zu tragen. Daher der Reiz des Selbstgemachten. Gebasteltes, vor allem von Kindern, ist nicht mit einem verschämten Offenbarungseid man-

gelnder, ökonomisch bedingter Geschäftsfähigkeit zu konnotieren. Liegt nicht der Erwartungsdruck beim Schenken eben genau darin, dass nach dem Fingerabdruck des persönlichen Einsatzes gesucht wird? Nicht, was ist das Geschenk wert, sondern was ist es dir wert, so lautet die Gretchenfrage der Geschenkbeziehung. Daran hängt nicht nur der Druck, sondern auch der Zauber der Vorfriede. Das Geschenk trägt einen Namen. Es ist persönlich. Für dich. Nicht nur, dass damit, wie bei jedem Geschenk, eine besondere Verbundenheit zum Vorschein kommt. Es geht um den Namen. Es gibt keine namenlosen Weihnachtsgeschenke. Schenkende und Beschenkte kennen einander. Es wird deutlich, dass ich persönlich gemeint bin. Weihnachten ist ein Geburtstagsfest, im Zentrum steht der Namen eines Neugeborenen. Was Gott schenkt, ist seine persönlichste Gabe. Die Menschwerdung Gottes, die Kernbotschaft des Weihnachtsfestes ist die Verkörperung eines einzigen Gedankens: für dich.

Vielleicht ist deutlich geworden, wie Geschenk und Krippe eigentlich zusammengehören. An Weihnachten überschneiden sich religiöse und menschliche Praxis auf besondere Weise und das Fest wird damit auch nicht zu einem Stichwortgeber für einen konsumorientierten sinnentleerten Geschenkmarathon entfremdet, in dessen Sog nunmehr der ganze Erdkreis – «urbi et orbi» – gezogen wurde.

Wie viele Geschenke passen unter den Weihnachtsbaum? So viele, wie du sie aus ganzem Herzen schenken kannst und so viele, wie die Namen, die dir lieb sind. ■

# «Ô admirable commercium» : Noël ou le don de Dieu

**«Ô admirable commerce, ô splendide échange» : à Noël, Dieu se fait homme pour que l'homme devienne Dieu. En Jésus-Christ il donne tout pour que l'humanité retrouve sa dignité dans l'espérance que la vie a un sens et l'humanité un avenir. Le message de la Nativité exprime le cœur de la foi chrétienne comme un «anti-destin».**

dossier

François-Xavier Amherdt

## Gabe aller Gaben

*Vor der Krippe schlägt die Stunde der Wahrheit. Sei es, dass man darin den Sohn Gottes erkennt und damit zum wahren Christen wird, oder dass man die Weihnachtsgeschichte vielmehr als eine Art «höhere energetische Gewalt» interpretiere. «Ô admirabile commercium», oh wunderbarer Tausch: Gott wurde zum Menschen, damit der Mensch zu Gott wird und hat ihm mit dieser Inkarnation das grösste Geschenk gemacht. Nicht nur ist der Christ auf Erden nicht mehr alleine seinem Schicksal ausgeliefert, er kann es gar selber in die Hand nehmen. Mit seinem Sohn schenkte Gott dem Menschen auch die Hoffnung und damit den Glauben an eine Zukunft, immer und immer wieder.*

«On ne retire pas d'une citerne les païens ni les bergers qui y tombent.» Ainsi parlait-on de ces «moins que rien» dans le judaïsme du premier siècle (selon le bibliste et historien J. Jeremias). On méprisait en effet les bergers parce qu'ils ne pouvaient observer les prescriptions de la Loi ni monter au Temple à cause de leur profession.

Des impurs et des exclus : voilà pourtant les premiers témoins de l'étonnante nouvelle : «La gloire du Seigneur les enveloppa de sa lumière», dit l'Évangile de la Nativité (Lc 2, 9). Nous devrions prendre l'habitude de les représenter coiffés d'une auréole : c'est toujours à des pauvres que le Dieu de la Bible révèle l'essentiel. C'est toujours à des petits qu'il réserve ses dons les plus précieux.

## Un admirable échange

Et de quelle annonce les bergers sont les destinataires : «Aujourd'hui vous est né un Sauveur, dans la ville de David. Il est le Messie, le Seigneur» (Lc 2, 11) ! C'est devant la crèche que chacun peut mesurer s'il est vraiment «chrétien». Soit il se contente vaguement de croire en une sorte de «force supérieure énergétique», ou un «architecte de l'univers»; soit il reconnaît dans ce fils d'homme né d'une femme le Fils même de Dieu. Ou Noël est chrétien ou il n'est pas. Nous touchons avec la Nativité le cœur du christianisme, le mystère de l'Incarnation.

Dieu se fait homme pour que nous, les hommes, devenions Dieu, ô admirable échange ! Je le chantais comme enfant, à la Schola des petits chanteurs de Notre-Dame de Valère à Sion, avec un motet latin dont le titre m'intriguait «Ô admirable commercium». Ô splendide échange d'un Dieu qui assume notre humanité pour nous établir dans notre plus profonde dignité. Il se donne à nous pour que nous devenions «Lui». Il nous donne tout pour que nous soyons à Lui. Il s'offre pour que nous nous donnions totalement aux autres.

Il est venu, il vient, il reviendra. Par la naissance de l'Emmanuel, Dieu a inauguré son habitation parmi nous. Il ne cesse de revenir aujourd'hui dans nos existences. Il donne sens à notre histoire. Nous ne sommes plus seuls, livrés à nous-mêmes sur cette terre désolée, condamnés à un destin absurde, placés sous le signe du hasard et de la nécessité. Dieu est avec nous, à côté de nous, en nous. Il s'offre à nous sans réserve. Si nous le voulons, si nous l'acceptons.

## Le don de l'espérance

La promesse de Noël c'est que Jésus-Christ puisse jouer le rôle d'un Anti-destin dans nos vies. Dieu nous crée, il nous engendre à une nouvelle naissance en son Fils. Ce don inestimable s'appelle l'espérance. «La foi que j'aime le mieux, dit Dieu, c'est l'espérance» : Charles Péguy fait ainsi parler Dieu, dans le Porche du Mystère de la seconde vertu. «L'espérance, voilà ce qui m'étonne. Que ces pauvres enfants voient comme tout ça se passe et qu'ils croient que demain ça ira mieux. Qu'ils voient comme ça se passe aujourd'hui et qu'ils croient que ça ira mieux demain matin; ça c'est étonnant et c'est bien la plus grande merveille de notre grâce.» Que d'espoirs déçus en effet. Que de cessez-le-feu non respectés. Que de promesses (lybiennes ou autres) non tenues. Que d'attentes non accomplies au long de l'histoire !

Et pourtant, à Noël, l'Esprit fait rebondir la grâce de l'espérance, malgré tout, comme le don spécifique de la Nativité. Depuis le premier «Gloria in excelsis Deo» des anges aux bergers, nous avons le droit de ne pas désespérer de l'homme, de la paix sur terre, de l'avenir de l'humanité. L'homme passe l'homme, l'homme de Noël est de race divine, il est debout, il est la gloire du Dieu vivant. L'espérance est une petite fille de rien du tout. Comme les bergers. Elle est venue au monde le soir de Noël. Elle est le don par excellence. ■

*François-Xavier Amherdt est professeur associé de théologie pastorale, pédagogie religieuse et homilétique. francois-xavier.amherdt@unifr.ch*

# Et si la dette était première ?

**L'essentiel dans le don n'est pas la chose échangée mais l'échange en tant que tel qui rend le contre-don obligatoire. Ne serait-ce donc pas finalement la dette qui lie les deux parties ? Condition «sine qua non» du bon fonctionnement de la société, la réciprocité nous rend responsables et solidaires envers nos prédécesseurs et nos descendants.**

Marc-Henry Soulet

## dossier

### Das wär doch nicht nötig gewesen...

*Die Gabe – von Natur aus durch Grosszügigkeit charakterisiert – wirft gleichzeitig die Frage nach der Reziprozität auf. Im Zentrum der Gabe steht die zwischenmenschliche Beziehung, das soziale Gefüge. Wird etwas gegeben, muss auch etwas zurückkommen, denn die Definition der Gabe ist auch die Pflicht zur Gegengabe. Diese Reziprozität gehört zu den Bedingungen der «condition humaine» und ist unabdingbar für ein funktionierendes Zusammenleben. Der Mensch hängt von anderen Menschen ab, er ist sowohl Debitor wie auch Kreditor. Der Kreditor hat ein Erbe erhalten, das weiterzuleiten er verpflichtet ist. Der Debitor auf der anderen Seite erhält mit diesem Erbe, wie mit jeder anderen Gabe, die dazugehörenden Pflichten. In diesem Sinne stehen wir alle in der Verantwortung für die herrschende Gesellschaftsform und die damit einhergehenden Ungleichheiten, die unsere Vorfahren uns hinterlassen haben – sowie für das Erbe, das wir unseren Nachfahren hinterlassen werden.*

Quand l'humanité apparaît sous des jours trop sombres, quand les rapports quotidiens avec Autrui ne donnent à voir que froideur et dureté, quand l'intérêt paraît être le «primum mobile» de l'action des hommes, alors il semble bon de se réchauffer le cœur à des pratiques réconfortantes, fragilisées peut-être, mais néanmoins intangibles. Au premier rang desquelles figure bien sûr le don, cette sortie de soi vers Autrui, toujours, d'une certaine manière, sacrifice d'une partie de soi pour Autrui.

Mais le don, s'il est par nature générosité, n'en est pas pour autant gratuit. Pas seulement parce qu'il peut être entaché de recouvrir «in fine» une forme, sournoise, d'intérêt dans le désintéressement, mais plus profondément parce qu'il pose consubstantiellement la question de la réciprocité. Pourquoi donner en effet si rien n'est attendu en retour ? La réponse est ici sans équivoque : parce qu'il y a de la réciprocité, ce qui ne veut pas dire de l'intérêt, dans le don.

### Au cœur du don, la relation

Expliquons-nous. Il se rend bien quelque chose, mais l'essentiel de ce qui est rendu n'est pas d'ordre matériel, il passe par une forme de transcendance. Il n'y a don que parce qu'il y a médiation, que parce qu'il y a détour, que parce que ce qui est au cœur de la réciprocité n'est pas immédiat, donc pas visible. Comme ce n'est pas attendu, ce ne peut être le moteur du don.

Loin de moi l'idée de qualifier cette transcendance par l'expression d'une toute-puissance extra-mondaine. Ce qui est au cœur du don, c'est de la relation, car ce qui s'échange c'est du social. C'est la grande leçon de Marcel Mauss qui, dans son célèbre «Essai sur le don» publié dans l'Année sociologique en 1924, rappelait la triple dimension du don : donner, recevoir, rendre. Ce qui est donné doit être

nécessairement rendu parce que la nature même du don est d'obliger. Ne pas rendre, c'est, selon les sociétés, perdre la face, affaiblir son prestige, manquer à la plus élémentaire politesse. Le don oblige : «Vous n'auriez pas dû!», «C'est trop beau !», «Chéri, il va falloir penser à inviter les Keller; nous étions chez eux le mois dernier.» Le don oblige parce qu'il y a un esprit de la chose donnée (le «hau»), parce qu'il y a une part du donateur en elle (le «mana») et parce qu'il est avant tout reconnaissance de l'autre, à qui l'on donne.

### La valeur sociale de l'échange

Le don tire donc tout son sens de l'obligation (de recevoir et de rendre). Sans elle, pas de don. L'obligation se manifeste avec force lorsqu'elle n'est pas assumée par le récipiendaire : refuser de recevoir ou de rendre, à défaut de mener à la guerre dans les sociétés contemporaines, conduit du moins à la rupture des liens entre le donateur et le donataire, car le refus pousse toujours la déliaison au-delà du seul échange interrompu.

Toutefois, rendre, le contre-don, ne suppose pas l'équivalence. Au contraire même, car l'équivalence du contre-don signifierait la fin du caractère obligeant du don. En fait, il faut concevoir que, dans le don, la valeur matérielle de l'échange s'efface devant sa valeur sociale. Dans le don, ce qui est central donc, c'est l'échange, plus que ce qui s'échange.

### Créanciers et débiteurs

Osons alors une affirmation paradoxale et un tant soit peu iconoclaste pour rendre compte de ce glissement. Si l'on veut se réchauffer le cœur, allons chercher la dette plutôt que le don. Pour étayer cette idée, il faut repartir de la réciprocité et de l'exigence de nourrir les relations qui nous unissent aux autres pour vivre ensemble. Nous avons besoin des autres pour être

Marc-Henry Soulet est professeur ordinaire et président du Département de travail social et politiques sociales.  
marc-henry.soulet@unifr.ch



humains; la réciprocité est une condition nécessaire à notre existence humaine et au fonctionnement de la société. Chacun d'entre nous, seul, en raison de son incomplétude, ne peut prétendre à l'auto-suffisance, matérielle comme symbolique. Chacun d'entre nous est en ce sens constitutivement dépendant des autres. Mais, en plus que d'être interdépendants, nous sommes aussi créanciers et débiteurs. Créanciers car nous avons reçu en dépôt un héritage que nous devons transmettre à nos successeurs en faisant en sorte que celui-ci ne se détériore pas ou ne se réduise pas. Débiteurs aussi, car cet héritage reçu, comme toute donation, suppose, en même temps que d'en accepter les intérêts, d'en endosser les charges. «Le mort saisit le vif», pour reprendre une expression désormais classique de Pierre Bourdieu, signifiant en quelque sorte que l'héritage s'impose à l'héritier et le contraint. Nous sommes socialement, moralement et pratiquement liés aux autres; nous sommes «in solidum», comme le disaient, par emprunt au droit romain, les solidaristes au début du siècle dernier. Nous sommes ainsi responsables devant nos consociés du type de société et des formes d'inégalité que nos parents, grands-parents et aïeux nous ont légués. De la même manière, nous sommes responsables du type de société et des formes d'inégalité que nous allons nous-mêmes léguer à nos enfants, petits-enfants et, plus largement, descendants. Nous ne pouvons totalement ni restaurer une société parfaite, ni en reconstruire une. Nous sommes en ce sens durablement et pleinement mutuellement débiteurs devant nos contemporains et devant nos successeurs. Aussi cette dette indépassable nous pousse-t-elle à un devoir de solidarité que nous devons transformer en un système de solidarité cherchant à compenser le

plus loin possible, et toujours, les inégalités existantes. Nous devons assumer la responsabilité d'être solidaires, c'est-à-dire la responsabilité de partager la jouissance d'un héritage avec ceux de nos contemporains qui ont été lésés dans la transaction.

### Vital à la vie commune

Nous voilà bien loin du don. Et pourtant en plein cœur de ce qu'il véhicule au plus profond. Puisque, en ce sens, donner, ce n'est que rendre parce qu'on a reçu. Parce que nous sommes devenus ce que nous sommes avec le concours et l'appui des institutions que nous avons trouvées là, transmises par nos prédécesseurs. Et plus la position que nous occupons est confortable et avantageuse, plus nous sommes débiteurs puisque nous avons plus que d'autres bénéficié de ces institutions. Charge à nous alors de donner, enfin, de rendre, proportionnellement, comme nous le rappelle le principe même de l'impôt progressif, en faisant en sorte que lesdites institutions soient travaillées pour être au bénéfice du plus grand nombre. En ce sens, donner, parce que c'est une dette, avant d'être un acte généreux pour un quelconque «quidam», est fondamentalement un acte social vital à la vie commune.

Mais comment avoir conscience de cette dette en tant qu'obligation sociale, quand le don se présente comme un élan individuel ? La dette a besoin, pour prendre réalité aux yeux et dans les actes des membres d'une société, d'être légitimée par un ensemble de valeurs, d'être soutenue par un adjuvant moral car, à elle seule, elle ne peut fonder son pouvoir d'obligation. D'où le fameux «facteur X» de Charles Gide, quel que soit le nom dont on le dote, charité, fraternité, humanité, sympathie, esprit de service ou... don. ■



# (K)ein Schritt für Jedermann

«Gerne möchten wir Euch, die Ihr an unserem Leibe zu lernen beabsichtigt, ansprechen als Lebende zu Lebenden, denn obwohl unser vergänglicher Leib zwar gestorben ist, sind wir keineswegs tot», so die Worte eines Mannes, der seinen Körper in den Dienst der Wissenschaft stellen will. Zu Beweggründen, Nutzen und Formalitäten der Körperspende.

Mathias Bergmann, Valentin Djonov

## dossier

### Léguer son corps aux bistouris

*Quelles sont les motivations à léguer son corps à la science ? Pour les uns, le fait de réaliser un acte positif au-delà de la mort constitue une chose rassurante. Pour les autres, il s'agit de rendre service à la science. Certaines raisons s'avèrent plus pragmatiques : il peut s'agir d'épargner à la famille l'organisation et les formalités de l'enterrement, ou alors d'éviter les frais d'obsèques. Selon un processus clairement défini, le futur donateur signe un contrat qu'il peut en tout temps et sans justification révoquer. Il a la possibilité d'exprimer ses dernières volontés et de choisir si l'Institut d'anatomie a le droit d'utiliser son corps sur une plus longue période ou de le mettre à disposition d'autres universités. Au final, une carte de donateur est établie avec tous les contacts nécessaires afin de garantir le rapatriement du corps. Ce dernier est alors conservé durant un à deux ans à l'Institut d'anatomie avant d'être utilisé dans les cours de préparation des étudiants de première et deuxième années. A moins de dispositions spécifiques, le corps est ensuite incinéré. En souvenir des donateurs, une messe est organisée chaque année.*

Die Möglichkeit, seinen Körper nach dem Tod nicht sofort bestatten zu lassen, ist ethisch immer noch umstritten und übt gleichzeitig eine Faszination auf die Menschen aus. Sei es auf der Leinwand (die Thriller «Anatomy» und «Anatomy II» erwiesen sich als Kassenschlager), in Zeitungen oder Zeitschriften, Ausstellungen wie Von Hagens «Körperwelten» oder als Gegenstand von Diskussionsrunden – man denke nur an Themen wie Patientenverfügungen oder die organisierte Sterbehilfe: Der Tod ist in der heutigen Gesellschaft kein Tabu-Thema und die Auseinandersetzung mit dem Sterben gestaltet sich immer souveräner und pragmatischer.

### Der Gründe gibt es viele

Nach dem christlichen Glauben gab Jesus seinen Leib und sein Leben aus Menschenliebe hin und eröffnete so die Möglichkeit zum ewigen Leben. Das Wissen, über den Tod hinaus Gutes zu tun, kann Erleichterung bringen im Sterben und ist damit sicher einer der Beweggründe für die Körperspende. Auch das Verlangen, der Wissenschaft etwas zurückgeben zu können, veranlasst nicht wenige Menschen – vor allem solche, die Zeit ihres Lebens von der Medizin profitieren durften – der Forschung ihre Körper zu vermachen. Daneben gibt es natürlich auch viel pragmatischere Überlegungen, wie beispielsweise der Wunsch, die Familie nicht mit der Organisation von Beerdigung und den damit einhergehenden Formalitäten zu belasten. Nicht zu verschweigen ist ein eher untergeordneter Grund sich zur Verfügung zu stellen: die finanzielle Motivation. Es versteht sich, dass die gesamten Kosten wie Überführung, Kremation und Beisetzung für die gespendeten Körper von der Universität getragen werden. Die Aussage, man bekomme zusätzlich Geld

für einen der Universität vermachten Körper hält sich zwar nach wie vor hartnäckig, ist und bleibt aber ein Mythos, dem wohl von Seiten der Anatomie noch offensiver entgegen zu treten wäre.

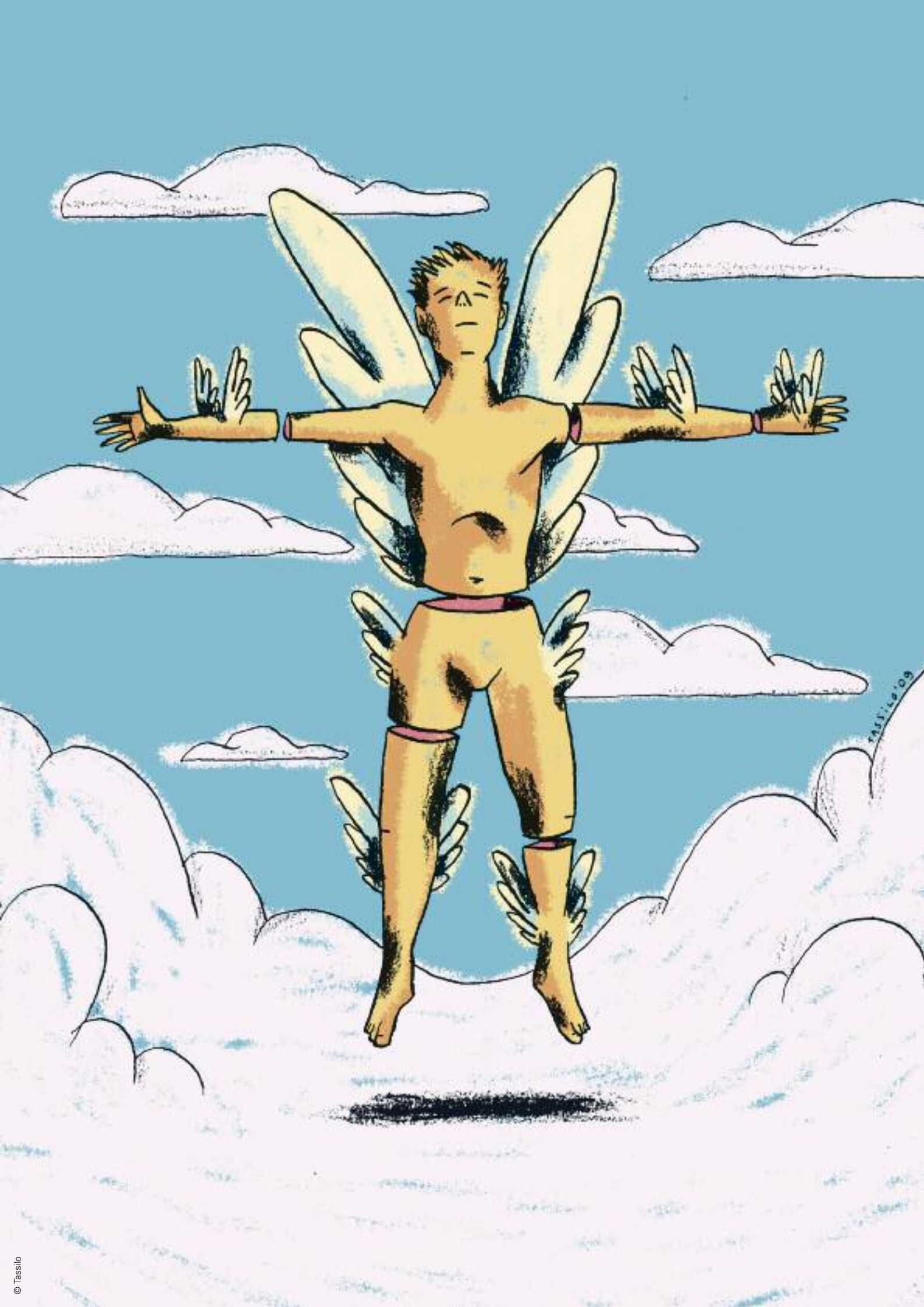
### Vom Umgang mit dem fremden Körper

Körperspenden für das universitäre Medizinstudium und die postgraduelle Ärztereinbildung sind nach einem klar definierten Ablauf der Schweizerischen Gesellschaft für Anatomie, Histologie und Embryologie geregelt, der für alle Anatomischen Institute in der Schweiz gilt. Die verantwortliche Arbeitsgruppe SNGA (Swiss Network Gross Anatomy) leitet die landesweite Koordination der Körperspende, entsprechend sind die Körperspendeprogramme für alle Anatomischen Institute in der Schweiz deckungsgleich aufgebaut. Der Umgang mit verstorbenen Spendern hingegen ist nicht in einem einheitlichen Gesetz geregelt und wird von den universitären Anatomien strikt nach den Empfehlungen zur «Verwendung von Leichen und Leichenteilen in der medizinischen Forschung sowie Aus-, Weiter-, und Fortbildung» vom Senat der Schweizerischen Akademie der Medizinischen Wissenschaften SAMW praktiziert. An der Anatomie Freiburg haben wir zusätzlich ein Dokument «Prozessbeschreibung Körperspende-Programm» erstellt, das als technische Direktive gilt und als Basis für die Qualitätssicherung beim Umgang mit Leichenmaterial dient.

### Auf ungewöhnlichem Weg zum Friedhof

Wo erhalten die Menschen die nötige Information und Antworten, falls sie darüber nachdenken, ihren Körper für Lehr- und Weiterbildungszwecke zur Verfügung zu stellen? Wichtigstes Dokument in dieser Hinsicht ▶

PD Dr. med. Mathias Bergmann ist MER und Lehr- und Forschungsrat am Departement für Medizin. [mathias.bergmann@unifr.ch](mailto:mathias.bergmann@unifr.ch)  
Valentin Djonov ist ordentlicher Professor am Departement für Medizin. [valentin.djonov@unifr.ch](mailto:valentin.djonov@unifr.ch)



TASSILO'09

ist eine gemeinsam von der SNGA erarbeitete Broschüre, die Auskunft gibt über die Bedeutung der Körperspende, die Anmeldung und den Verbleib des Körpers in der Anatomie sowie über Einäscherung und Beerdigung. Nach gründlicher Information wird eine schriftliche Vereinbarung abgeschlossen, die jederzeit ohne Nennung von Gründen vom Entscheidungsträger rückgängig gemacht werden kann. Diese letztwillige Verfügung erlaubt eine Einschreibung mit exakter Festlegung der Wünsche des Spenders (z.B. Rückführung zur Familie, Abdankung, Beerdigungsmodalitäten, Friedhof etc.). Des Weiteren wird darin auch explizit festgehalten, ob der Körper für längere Verweilzeit in der Anatomie verbleiben kann (Dauerpräparate) oder von anderen Universitäten verwendet werden darf. Nach «Vertragsabschluss» stellt das Institut einen Körperspendeausweis aus, auf dem alle notwendigen Kontaktdaten vermerkt sind, um im Todesfall die unverzügliche Überführung in die Anatomie zu gewährleisten. Der Leichnam wird konserviert und verweilt ein bis zwei Jahre im Institut, bevor er im Präparierkurs der

**«Hic locus est ubi mors gaudet succurrere vitae.»  
Dies ist der Ort, an dem es den Tod erfreut, dem  
Leben zu helfen.**

Studierenden des ersten und zweiten Studienjahrs eingesetzt wird. Nach Ende des Kurses werden die Körper eingäschert, sofern keine anderweitige Verfügung besteht. Ihre letzte Ruhe finden die meisten Körperspender im Gemeinschaftsgrab der Anatomie des Friedhofs St. Léonard in Freiburg. Im Gedenken an die Körperspender wird ausserdem eine jährliche Messe abgehalten, die von der Universitätsseelsorge unter Mitgestaltung der Studierenden durchgeführt wird. Diese Feier ermöglicht es den Angehörigen der Verstorbenen, in würdigem Rahmen Abschied zu nehmen und den Studierenden, ihren Dank an die Körperspender auszudrücken.

#### **Erste Kontakte mit der Leiche**

Das «Heranführen» der angehenden Mediziner an das Sezieren der Leiche erfolgt Schritt für Schritt. Auf die theoretische Einführung zum Umgang mit dem toten Körper folgt die Auseinandersetzung mit osteologischen Präparaten und erst dann kommt es im Laufe des ersten Studienjahres zur Begegnung mit dem Leichnam. Die ersten Kontakte mit den Körpern sind häufig noch zögerlich, ja fast ängstlich, zugleich aber auch mit Neugierde verbunden. Meist sind diese anfänglichen

Hemmungen rasch überwunden und bereits nach kurzer Zeit am Körper wird unter Anleitung der Assistenten präpariert. Der Umgang mit dem Skalpell ist zu Beginn noch etwas ungenau, schon nach wenigen Kurs-tagen aber stellt sich ein vertrauter Umgang mit dem Präparat ein. Schnell wird auch klar, dass das Original nicht deckungsgleich ist mit Büchern und Atlanten; die individuelle Variabilität des menschlichen Körpers wird sichtbar und verständlich. Deutlich kommt in der Evaluation seit vielen Jahren immer wieder zum Ausdruck, dass die praktische Arbeit an der Leiche sehr geschätzt wird und unersetzlich ist.

#### **Dankbare Studierende**

Nicht alle Studierenden der Medizin geniessen das Privileg, Leichen sezieren und präparieren zu dürfen. In Italien beispielsweise, sind aufgrund des starken Einflusses der katholischen Kirche keine Präparierkurse erlaubt und in den USA werden die Kurse aus Kostengründen an immer mehr Universitäten gestrichen. Zwei Gaststudentinnen aus Florenz, die partiell vor einigen Jahren hier am Kurs teilnahmen, waren entsprechend fasziniert und begeistert. Denn: topographische Kenntnisse im Körperinnern des Menschen alleine anhand von Lehrbüchern zu erlangen ist eine fast unmögliche Aufgabe. ■



# Die letzte Gabe

**In den Siebzigerjahren hat Herr M. im Sezierraum der Universität Freiburg als junger Anatomieassistent Studierende der Medizin betreut. Ein halbes Leben später traf er zusammen mit seiner Ehefrau den Entschluss, dass ihre Körper dereinst der Wissenschaft dienen sollen. Ein Geleitwort an die Studierenden und Lehrenden hat diesen Entscheid begleitet. universitas hat mit dem künftigen Spender gesprochen.**

## **universitas: Was möchten Sie den angehenden Medizinerinnen und Medizinern mit auf den Weg geben?**

Herr M.: Der Leib, der hier vor euch liegt, ist nur der materielle Anteil der Gesamtheit dessen, was einen ganzen Menschen ausmacht. Dieser Leib ist als Werkzeug von einer höheren Realität gestaltet und benutzt worden und gibt Zeugnis von der unbegreiflichen Weisheit seines Erbauers.

## **Haben Ihre Erfahrungen im Sezierraum den Entscheid zur Körperspende beeinflusst?**

Sicher! Schon aus praktischen Gründen: Wir hatten damals immer zuwenig Menschen, die sich nach ihrem Tode zur Verfügung stellen wollten. Ferner dachte ich damals, das Lehrpersonal müsste vor Beginn der Sezierarbeit den Studenten und Studentinnen in einem kurzen Moment des Schweigens Gelegenheit für einige Gedanken geben zu dem, was dieser Körper ihnen sagen möchte, der hier vor ihnen liegt. Darum war mir ein Geleitschreiben wichtig, sozusagen als Anregungsimpuls, dass im Sezierraum in einer Atmosphäre einerseits des wissbegierigen Lernens, andererseits aber immer auch des ehrfürchtigen und dankbaren Staunens gearbeitet wird. Es ist heute besonders wichtig, dass eine Universität nebst dem Wissen auch Werte vermittelt.

## **Was ging in Ihnen vor, wenn Sie Körper sezieren?**

Das Arbeiten mit Skalpell und Sonde erfordert eine Intensität der Aufmerksamkeit, welche sehr ermüdend ist: Wie schnell ist ein Nerv oder Blutgefäß zerschnitten. Da konnte ich natürlich nicht immer nur hehren Gedanken nachhängen. Aber eigentlich war mir schon immer klar bewusst, dass dieser Leib einmal sehr menschlich gelebt hat wie ich selber jetzt noch lebe. Dies war mir speziell im Gehirnkurs jeweils sehr eindrücklich und bewegend eingefahren: Dieses Gehirn, welches jetzt da vor mir liegt und nach Karbol riecht, das Instrument der menschlichen Geistigkeit und zentrales Steuerelement der Kör-

perfunktionen, hat einmal gedacht, gefühlt, gewünscht, geträumt, entschieden nach gut und böse und war kreativ. Ich habe mich gefragt, wo denn das Geistige im Menschen, das sich durch dieses Gehirn manifestiert, jetzt geblieben ist und wohin es gegangen ist.

## **Wieso steht die Gesellschaft der Körperspende eher skeptisch gegenüber?**

Einerseits haben wohl viele Menschen eine unappetitliche Vorstellung des Konserviert- und Zerschnittenwerdens, obwohl die Vorstellungen des Verbrennens oder des mikrobiellen Verdautwerdens auch nicht gerade fröhlich stimmen. Ausschlaggebender sind aber, so denke ich, die Gedanken an die Hinterbliebenen: Der Verstorbene muss sehr schnell in die Konservierung gebracht werden, so dass häufig die Möglichkeit des Abschiednehmens genommen ist. Eine Abdankungsfeier kann zwar trotzdem normal stattfinden, in der folgenden Zeit der Trauer, wenn keine Urne beigelegt ist oder kein Grabhügel gepflegt werden kann, fehlt den Angehörigen jedoch ein Trauer-Ort. Um dem entgegen zu wirken, müssten die Angehörigen schon vorher über das Vorhaben und den Sinn der Körpergabe orientiert und vorbereitet werden.

cb

## *Geleitwort*

*Lieber Herr Professor der Anatomie  
Liebe Studentinnen und Studenten im Sezierkurs*

*Geme möchten wir euch, die ihr an unserem Leibe zu lernen beabsichtigt, ansprechen als Lebende zu Lebenden, denn obwohl unser vergänglicher Leib zwar gestorben ist, sind wir selbst keineswegs tot.*

*Von manchen lieben, uns bekannten Menschen, welche unmittelbar vor dem letzten spannenden Lebensereignis des Sterbens lagen, haben wir den Eindruck erhalten, dass sie ins Unsichtbare hineinsehen konnten, und ihre Angehörigen sie erwarteten und willkommen hiessen. So sind wir überzeugt, dass da drüben das Leben erst richtig beginnt und dieser stoffliche Leib nicht mehr nötig ist, so prachtvoll er auch geschaffen ist.*

*Eigentlich ist es demütigend für den Verstand, dass es ihm nicht gelingt, ein jenseitiges Leben ausserhalb des Leibes zu beweisen. Trotzdem fällt es uns persönlich leicht (es war nicht immer so!), an dieses zu glauben, und zwar im einfachen Vertrauen auf das göttliche Versprechen: «Ich bin die Auferstehung und das Leben. Wer an mich glaubt, wird in Ewigkeit nicht sterben».*

*Unser Glaube an diese Worte gleicht der Wurzel eines Baumes, welche sich im Verlaufe des Lebens durch alle sich in den Weg stellenden und behindernden Erdensteine hindurchgearbeitet hat, stets auf der Suche nach dem Weg zum Quellgrund, welcher Wachstum, Fruchtbarkeit und Lebensglück erst möglich macht.*

*Der Verstand allein kann diese unerforschliche Realität der Gegenwart Gottes im Wort der Bibel nicht erfassen, denn das Wesentliche offenbart sich in einer Sprache, welche nur das Herz verstehen kann.*

*Wir wünschen euch allen eben dieses geduldige Suchen und Hineinwachsen in einen immer erwachsener werdenden Glauben des Herzens, in eine Hoffnung und Sehnsucht, die euch Licht ist am Ende des Tunnels und schliesslich in eine Liebe, welche euch durch alles hindurch trägt.*

*Mit diesem Wunsche verbunden schenken wir euch unseren Leib zum Lernen und zum Staunen. Möget ihr fachlich tüchtige und vor allem liebende Ärzte für die Menschen werden.*

*Geschrieben an Ostern 2008. Eure M. und K.*

*PS: Und nun ans Werk mit Klinge, Sonde und Pinzette; auch mit Frohsinn, Sachverstand und Ehrfurcht: Wir schauen euch zu und schmunzeln, wenn ihr mal zerschneidet, was ganz bleiben sollte, oder sucht und nicht findet! (Ich habe drei Jahre lang, in den siebziger Jahren, hier in diesem Sezierraum als Anatomieassistent Medizinstudenten betreut, daher weiss ich wohl, wovon ich spreche...)*

# Un acte d'indifférence

**Une victime de tsunami en Indonésie aurait-elle plus de valeur qu'un rescapé de tremblement de terre au Pakistan ? Tout porterait à le croire si l'on observe l'empressement de l'Occident à verser des dons pour l'une ou l'autre de ces catastrophes. Le don ne serait-il finalement que l'expression d'une pitié indifférente et éphémère, égoïste et désengagée, masquant une profonde déshumanisation ?**

Vivianne Châtel

dossier

## Nicht allen wird gegeben

*Wir erinnern uns alle an die Naturgewalt des Tsunami im Dezember 2004 und an die darauffolgende Welle von Spenden an die Opfer der Katastrophe. Nur zehn Monate später bebte im pakistanischen Kaschmir die Erde und forderte erneute Opfer; die Solidarität mit den Leidtragenden dieser Katastrophe hingegen war nur gering. Sie sind nur allzu zahlreich, diese Schicksale, von Krankheit hinweggerafften Menschen, Hungersnöte und Konflikte, die im Abendland auf äusserst geringes Interesse und noch viel weniger Hilfe stossen. Müde, gleichgültig und selektiv schliesst der Okzident häufig die Augen vor der allzu bitteren Realität. In diesem Klima des zivilen Non-Engagements und der Selbstbezogenheit stellt die Gabe nicht mehr einen Akt der Solidarität, der Sorge um den anderen dar, sondern vielmehr einen Akt der Gleichgültigkeit auf Kosten der Zwischenmenschlichkeit.*

Emmanuel Lévinas définissait les Droits de l'homme comme l'obligation d'épargner à Autrui les humiliations de la misère, les souffrances de l'errance, les cruautés, les tortures, les trafics et violences de tout ordre, les injustices flagrantes et non flagrantes... Et pourtant, le XXI<sup>e</sup> siècle semble bien se faire le digne héritier de son prédécesseur, surnommé par certains historiens le siècle des camps ou le siècle des horreurs, et en tout état de cause, le siècle du déni de l'humanité. Face aux déchirements continus (guerre, trafics d'êtres humains, etc.) qui condamnent à l'exil des milliers d'hommes, de femmes et d'enfants, le don a de beaux jours devant lui. Mais si finalement il ne signifiait autre chose qu'une profonde indifférence au sort de ces Autrui proches et lointains ? Et si finalement ce don n'était que la trace d'une frontière entre eux et nous, que l'empreinte d'une fin de l'humanité de l'homme, masquant derrière l'élan qui se dit généreux, une simple mais profonde déshumanisation ?

## Egocentrisme occidental

Ce texte se veut plus interpellation qu'examen approfondi et distancie de preuves irréfutables. Il ne prétend pas dire le vrai, mais peut-être plus simplement dire un étonnement. Au regard de la tendance à la «désastreuse indifférence» pour les affaires publiques, déjà évoquée par Auguste Comte dans son «Cours de philosophie positive» et par Alexis de Tocqueville dans sa célèbre analyse «De la démocratie en Amérique», nous interrogeons le don, et surtout ce qu'il peut signifier pour les membres de la société occidentale hypermoderne (pour reprendre la terminologie du sociologue Gilles Lipovetsky), plus

enclins à se soucier d'eux-mêmes que d'autrui. A la responsabilité de tous envers tous et de «moi plus que tous les autres», formulée par Fiodor Mikhaïlovitch Dostoïevski dans «Les Frères Karamazov», et maintes fois reprise par Emmanuel Lévinas, l'homme contemporain semble en effet opposer une fin de non-recevoir, un silence poli ou une charité utilitaire.

## Deux poids, deux mesures

Tout le monde se souvient du tsunami et du déferlement de dons suscité par la catastrophe. Un élan de générosité qui pouvait laisser entr'apercevoir un extrême souci pour l'Autre. Dix mois plus tard, le tremblement de terre au Cachemire pakistanais ne suscitait que peu d'intérêt, annihilant toute idée de vitalité du don. Si, dix jours après le tsunami, l'appel à contribution lancé par les Nations Unies était financé à 80%, un mois après le tremblement de terre au Pakistan, le nouvel appel à contribution n'était financé qu'à 20%. Tout le monde peut constater les maladies oubliées, les conflits oubliés, les famines oubliées, tous ces événements qui n'en sont plus, n'éveillant que peu de compassion ou d'intérêt auprès du public occidental et auprès des donateurs. Alors, lassitude ? sélection ? ou indifférence ?

Indifférence pour un peuple lointain (le Cachemire pakistanais), peut-être un peu trop vite assimilé à l'intolérance, au fanatisme de quelques-uns. Indifférence aussi pour un événement qui ne concernait pas vraiment l'Occident, parce que sans relais européen (aucune famille européenne – ou peu – n'a été endeuillée lors de cette catastrophe, au contraire du tsunami, survenu dans une zone touristique très fréquentée). ►



DONS

SELECT

TASSILO'09

Indifférence dont Hélène Berr se faisait l'écho dans son journal quand elle écrivait que «la nature humaine est ainsi faite que votre interlocuteur ne comprendra que si vous lui donnez des preuves immédiates, des preuves dont vous êtes le centre; il ne s'émouvra pas des récits concernant les autres, mais de votre sort à vous (...) Je m'aperçois avec horreur que l'autre donne sa pitié (qui est beaucoup plus facile à obtenir que sa compréhension, car celle-ci implique une adhésion de tout son être, une révision totale de lui-même)».

### **Le regard détourné**

Le don, comme réponse compassionnelle, ne serait-il que l'expression de cette pitié, ressentie uniquement parce que l'Autre est proche ou parce que la mise en scène aura particulièrement réussi à bouleverser le spectateur ? Comment lire cette capacité de l'homme à s'émouvoir face à certaines catastrophes et rester totalement indifférent à d'autres ? Quel sens donner au don, si celui-ci ne s'oriente que selon l'écho ressenti ? Quel sens donner à cette phrase (prononcée à Rome le 16 novembre 2009 par Ban Ki-Moon, Secrétaire général des Nations Unies) qui sonne comme un aveu d'indifférence pour l'Autre : «Aujourd'hui, 17'000 enfants mourront, victimes de la faim» ?

Des milliers de morts sans sépulture aux portes de l'Europe, aux enfants et femmes victimes de la traite des êtres humains, en passant par les victimes de la faim et les victimes des drames soudanais, yéménites, ouïghours, etc, ils sont des millions à vivre et à mourir dans des conditions d'indignité et d'inhumanité, ne suscitant que le murmure ennuyé des sociétés occidentales détournant le regard. «Un être qui s'habi-

tue à tout, voilà, selon Fiodor Mikhaïlovitch Dostoïevski, la meilleure définition qu'on puisse donner de l'homme.»

### **Quand l'inter-humain se perd**

Quand le don n'advient que par la puissance des images ou par la puissance du lien presque communautaire (un Autre proche), mais sans que justement il ne mobilise ni compréhension ni distanciation, c'est le pouvoir-vivre-ensemble qui se trouve interpellé, parce que dès lors existent, ici ou là-bas, des hommes «ne méritant ni compassion, ni pitié» (Elie Wiesel), et des hommes ne suscitant qu'un apitoiement de circonstance. Le don évolue alors dans un contexte de désengagement civique et de repli sur soi, qui en fait non plus un acte de souci-pour-l'autre mais un acte d'indifférence. Il signe ainsi la perte de l'inter-humain, en ceci qu'il désigne un acte de solidarité éphémère et ponctuel dans lequel la responsabilité-pour-autrui, sans souci de réciprocité, a disparu dans des contingences particulières. Ce ne sont plus cette responsabilité et cette solidarité d'appartenance à l'humanité dont Victor Schœlcher (dans sa plaidoirie contre l'esclavage) ou Karl Jaspers (dans son interrogation sur la culpabilité allemande) se faisaient l'écho qui justifieraient la générosité, mais plus simplement un intérêt purement égoïste. Le don deviendrait, ultime paradoxe, l'expression d'une reconnaissance indifférente à l'autre. Un geste vers l'autre, marqueur en même temps de la césure du Monde. ■



# La gratuité et le don dans le Magistère

En traitant de la gratuité et du don dans leurs encycliques, les papes Paul VI, Jean-Paul II et Benoît XVI envisagent des problématiques de société aussi diverses que l'économie dans les pays en voie de développement, l'écologie, la surconsommation, et la justice à travers la charité. Pour être authentique, la fraternité humaine se doit d'aider sans rien attendre en retour.

dossier

Véronique Gay-Crosier-Lemaire

## Päpstliche Enzykliken zur Gabe

*In den päpstlichen Enzykliken wird die Thematik der Gabe und der Unentgeltlichkeit unter verschiedenen Gesichtspunkten beleuchtet. Papst Paul VI betonte 1967 in seiner Enzyklika über die Entwicklung der Völker (Populorum progressio), dass die weltwirtschaftliche Gerechtigkeit und die Überwindung der Spannung zwischen den reichen und armen Ländern Voraussetzung und Grundlage des Friedens seien. Er rief die reichen Länder dazu auf, durch eine tiefe Zinspolitik und langfristige Darlehen auch für Entwicklungsländer akzeptable Bedingungen zu schaffen, ganz im Sinne eines «Helfens ohne die Erwartung einer Gegenleistung». Papst Johannes-Paul II bezeichnete den Mangel an Bescheidenheit des Menschen und den damit verbundenen Überkonsum der natürlichen Ressourcen als Angriff auf das Geschenk Gottes, der ursprünglichsten aller Gaben. Papst Benedikt XVI definiert die Wohlfahrt als Gabe Gottes und Ausdruck der menschlichen Brüderschaft – dem Weg zur Gerechtigkeit.*

Rares sont les documents-phare dans le Magistère de l'Église qui traitent explicitement la problématique de la gratuité. Nous avons relevé ceux qui en parlent, en rapport avec le don.

Paul VI l'aborde de front dans son encyclique «Populorum progressio» (1967). Au fil d'une réflexion sur l'assistance aux faibles, il dit que la gratuité devrait qualifier les rapports entre les «pays en voie de développement» et les pays plus nantis. Ces derniers pourraient aménager des «taux d'intérêt» et des «durées des prêts» qui soient supportables «pour les uns et pour les autres, équilibrant les dons gratuits, les prêts sans intérêt ou à intérêt minime, et la durée des amortissements» (54). Comment mieux aider si ce n'est en offrant, sans attendre quelque chose en retour...

## Le «don originel» dénigré

Jean-Paul II mentionne la gratuité dans son encyclique «Dives in misericordia» (1980) dans le cadre du pardon, rappelant la parole du Seigneur : «Vous avez reçu gratuitement, donnez gratuitement» (14). Sa 2<sup>e</sup> encyclique «sociale», «Sollicitudo rei socialis» (1987), prolonge ce raisonnement en précisant que par la gratuité, le pardon et la réconciliation, la solidarité prend des «dimensions spécifiquement chrétiennes» (40). La 3<sup>e</sup> encyclique «sociale», «Centesimus annus» (1991), apporte, quant à elle, des précisions d'ordre écologique : via une consommation «excessive et désordonnée (des) ressources de la terre et (de) sa vie même», l'homme avalise «une erreur anthropologique» : il dénigre «l'attitude désintéressée, faite de gratuité et de sens esthétique, suscitée par l'émerveillement pour l'être (...), pour ce «premier don originel des choses fait par Dieu» aux hommes (37).

Enfin, nous arrivons à Benoît XVI. Sa première encyclique «sociale», «Deus caritas est» (2005), étudie l'amour et s'intéresse à la gratuité dans quatre numéros, ce qui est sans précédent. Mais c'est sa dernière encyclique «sociale», «Caritas in veritate» (2009), qui traite la gratuité à travers la problématique du don.

## Pour un «marché de la gratuité» ?

D'abord, en affirmant que la «charité dans la vérité» peu devenir «opératoire» dans l'exercice de la justice (6), mais qu'elle va bien au-delà «des rapports de droits et de devoirs». En effet, mue par la «logique du don – pour lequel „l'être humain est fait“ (36) – et du pardon», la charité préfère les «relations de gratuité, de miséricorde et de communion» (6). Mieux. «Etant un don de Dieu absolument gratuit, (elle) fait irruption dans notre vie comme quelque chose qui n'est pas due, qui (...) nous précède dans notre âme elle-même comme le signe de la présence de Dieu en nous et de son attente à notre égard.» Dès lors, la gratuité est la condition et l'«expression» d'une authentique fraternité humaine (34), notamment du fait qu'elle est la «condition de réalisation» de la justice (36). Mais pour cela, il faut promouvoir l'«agir gratuit» : soit sortir de la «logique de l'échange» qui veut «donner pour avoir», et s'extirper de la logique du «devoir», qui est propre à l'action publique. Mais «le marché de la gratuité n'existe pas et on ne peut imposer par la loi des comportements gratuits» (36). La «balle» est donc dans le cœur de l'homme, qui doit s'ouvrir à la charité, à la gratuité : au don de Dieu.

«Si tu savais le don de Dieu» (Jn 4, 10). ■

Véronique Gay-Crosier-Lemaire est assistante-docteure au Département de théologie morale et d'éthique. veronique.gay-crosier-lemaire@unifr.ch

# Das Elsass auf dem Gabentisch

**«Deutsche Art ist es, Weihnachten zu feiern. Keiner unserer Feinde kennt den Zauber, die Macht des Lichterbaumes auf unser Gemüt, auf unsere Kraft», verkündete ein Kavallerie-Kommandeur 1915 seinen Soldaten zuversichtlich. Das biblische Fest des Friedens wurde in den Kriegen des wilhelminischen Kaiserreichs zum Träger politischer Botschaften.**

Patricia Hertel

## dossier

### Noël pour revendiquer et contester

*Au 19<sup>e</sup> siècle en Allemagne, le jouet guerrier faisait partie des cadeaux les plus fréquents, car les fêtes de Noël privées obéissaient aux règles et aux valeurs de l'espace public. A l'inverse, les émotions suscitées par les fêtes de Noël familiales pouvaient également être utilisées en dehors du salon bourgeois. Peu avant et pendant la Première guerre mondiale, la connotation nationale de cette fête atteignait son point culminant. Les boules de Noël, décorées avec les portraits de Guillaume II et Hindenburg, les grenades à main en fer blanc ou les croix transformèrent littéralement le sapin de Noël en un symbole patriotique. Pourtant, l'arbre, un bon repas et les cadeaux restaient impayables pour les classes ouvrières et inférieures. Ainsi, plus la fête de Noël fut définie matériellement, plus le mouvement ouvrier organisa consciemment ses revendications et ses critiques envers la société durant cette période de l'année. Si les enfants chantent aujourd'hui encore «Le chant des cadeaux» (1835) de Hoffmann von Fallersleben, les strophes ont été quelque peu modifiées : le Père Noël ne leur apporte plus une armée guerrière, mais un «ours poilu». Les cadeaux changent, l'histoire quant à la signification de Noël, tant politique que privée, continue.*

«Morgen kommt der Weihnachtsmann, kommt mit seinen Gaben. Trommeln, Pfeifen und Gewehr, Fahnen und Säbel und noch mehr; ja, ein ganzes Kriegsheer möcht ich gerne haben.» Diese Weihnachtswünsche dichtete der Autor des Deutschlandliedes, Heinrich Hoffmann von Fallersleben, um 1835 und schuf damit die Verse zu einem der bekanntesten Weihnachtslieder. Die zunehmend militarisierte Gesellschaft drang bis ins Kinderzimmer vor: Kriegsspielzeug gehörte zu den häufigsten Geschenken, denn die private Weihnachtsfeier, die sich im Laufe des 19. Jahrhunderts mit Christbaum, Gabentisch und Festessen zum wichtigsten Fest des bürgerlichen Jahreskreises entwickelte, gehorchte Regeln und Werten des öffentlichen Raums. Umgekehrt konnten die Emotionen, die die familiäre Weihnachtsfeier weckte, auch ausserhalb der bürgerlichen Wohnzimmer genutzt werden.

### Verheissungsvolle Kriegsweihnacht

Der Deutsch-Französische Krieg 1870/71 machte die hauptsächlich in der protestantischen Oberschicht praktizierten Weihnachtsbräuche flächendeckend bekannt. Aristokratische Heerführer liessen in den Lazaretten Weihnachtsbäume aufstellen, Zeitungen und Flugblätter übernahmen idyllische Weihnachtsmotive aus Familienzeitschriften. Die Darstellung sauberer, unverletzter Soldaten, die fröhlich eine Geschenkkiste der Lieben auspacken, demonstrierte die Gewissheit eines zum Greifen nahen Sieges. In einer Karikatur der Zündnadel-Blätter schenken Wilhelm I. und Bismarck zu Weihnachten 1870 ihrem «lieben Michel» das Elsass: Unter einem Lichterbaum, auf dessen Spitze die Kaiserkrone prangt, liegen das Strassburger Münster und Puppen in elsässischer Tracht für den erfreuten Michel als Spielzeug auf dem Gabentisch, während die personifizierte Germania der Schlange Napoleon III. den Kopf zertritt. Die Erinnerung an diese Weihnachtsfeier

wurde noch Jahrzehnte später verklärt und als Botin der Proklamation des Kaiserreichs in Versailles am 18. Januar 1871 gedeutet.

Die kaiserliche Familie unter dem Weihnachtsbaum bildete ein beliebtes Sujet patriotischer Zeitungsskizzen. Spielende Kinder und Frauen betonten die private Atmosphäre der Familienfeier, während der Kaiser und seine Söhne Uniform trugen und durch ihre militärische Körperhaltung nicht vergessen liessen, dass Weihnachten nicht einfach eine Kinderbescherung, sondern symbolische Praxis der Nation war. Das Fest stand auf religiösem Boden, die Einheit von «Thron und Altar» war zentraler Bestandteil der wilhelminischen Herrschaftslegitimation. Doch in dem Masse, in dem die Nation der Religion als Letztwert Konkurrenz machte, geriet die biblische Botschaft zunehmend in den Hintergrund oder wurde in den Dienst eines übersteigerten Nationalismus gestellt. Kurz vor und während dem Ersten Weltkrieg erreichte die nationale Aufladung des Weihnachtsfestes ihren Höhepunkt. Christbaumkugeln, geschmückt mit den Portraits von Wilhelm II. und Hindenburg, Blech-Handgranaten oder Eiserne Kreuze machten den Tannenbaum im wahrsten Sinn des Wortes zum patriotischen Symbol.

### Stille Nacht, traurige Nacht

Doch am Weihnachtsfest wurden nicht nur Kriege zwischen Staaten, sondern auch zwischen Klassen thematisiert. Lichterbaum, gutes Essen und Gabentisch waren für die Arbeiter- und Unterschichten kaum bezahlbar. Den zur Weihnachtszeit besonders augenfälligen Kontrast zwischen Arm und Reich verarbeitete der Schweizer Dichter Gottfried Keller 1852 im Gedicht «Der Weihnachtsmarkt». Zunächst beschrieb er die adventliche Geschäftigkeit auf dem Berliner Weihnachtsmarkt, um übergangslos einen besonderen «Weihnachtsbaum» zu schildern: eine winterliche Tanne, an der sich eine alte

Patricia Hertel ist Diplomassistentin am Departement für Zeitgeschichte. [patricia.hertel@unifr.ch](mailto:patricia.hertel@unifr.ch)

arme Frau erhängt hatte. Kellers Fazit: «Weil sie auf der Welt sonst nichts besass, hatte sie sich selbst beschert.»

Je mehr das Weihnachtsfest über Materielles definiert wurde, desto bewusster nutzte die Arbeiterbewegung diesen Zeitpunkt für ihre Gesellschaftskritik. Sozialistische Parteiveranstaltungen fanden mit Absicht während der Weihnachtstage statt. Der Arbeiterdichter und Schauspieler Boleslaw Strzelewicz klagte um 1900 in seinem «Arbeiter-Stille-Nacht» die Ausbeutung der Armen an und verkündete eine messianische Hoffnung im sozialistischen Sinn:

### Zum Ursprung der weihnachtlichen Gaben

Die Weihnachtsfeier im Familienkreis mit Christbaum und Geschenken ist verglichen mit dem Alter des kirchlichen Weihnachtsfestes aus dem 4. Jahrhundert eine junge Tradition. Bis in Reformationszeit und Barock feierte man Weihnachten als Gemeindefest in der Kirche, ohne Geschenke. Stattdessen wurden die Kinder am 6. Dezember vom Nikolaus beschert, was sich gerade in Freiburg erhalten hat. Martin Luther jedoch hielt es für theologisch stimmiger, statt eines legendenhaften Heiligen, Christus selbst zum Gabenbringer zu machen und die Kinder zum Fest seiner Geburt zu beschenken. Daraus entstand im süddeutschen Raum die Tradition des «Christkinds», eines engelhaften, biblisch nicht einzuordnenden Wesens als Gabenbringer - sicher nicht in Luthers Sinne. Der Weihnachtsmann dominierte den Norden, verschmolzen aus Traditionen des Knecht Rupprecht oder des Nikolaus. Letzterer ist im schweizerischen «Samichlaus» erkennbar.

Im bürgerlichen Weihnachtsfest des 19. Jahrhunderts, in dem sich die Bräuche des Weihnachtsbaums und der Kinderbescherung am Vorabend des 25. Dezember etablierten, erfüllten diese Figuren die Funktion eines märchenhaften Gabenbringers. Ganz der Realität gehorchten jedoch die Gaben, die die Kinder auf ihre gesellschaftlichen Rollen vorbereiten sollten: Puppen und Miniaturküchen für die Mädchen, Zinnsoldaten, Holzpferde und Kriegsspielzeug für die Jungen. Die zunehmende Kommerzialisierung war ein Grund für Kritik an der weihnachtlichen Geschenkpraxis. «Morgen, Kinder, wird's nichts geben», schrieb Erich Kästner 1928; die 1968er Bewegung verkündete ein «Anti-Weihnachten» und dichtete Weihnachtslieder zu politischen Agitationstexten um. Eine Ambivalenz zwischen der Freude, andere zu beschenken, und dem Unbehagen angesichts weihnachtlichen Konsumzwangs prägt für viele westliche Gesellschaften bis heute das Bild von Weihnachten als Gabenfest.



«Stille Nacht, traurige Nacht,  
hast du Brot mitgebracht?  
fragen hungrige Kinderlein.  
Seufzend spricht der Vater: ‚Nein.  
Bin noch arbeitslos!‘  
Stille Nacht, traurige Nacht,  
Arbeitsvolk, aufgewacht!  
Kämpfe mutig mit heiliger Pflicht,  
bis die Weihnacht der Menschheit anbricht,  
bis die Freiheit ist da.»

### Vom Kriegesheer zum Zottelbär

1918, als mit dem Ende des Kaiserreichs die klassenlose Gesellschaft näher gerückt schien, sangen sozialistische Arbeiter spöttisch: «Oh Tannenbaum, oh Tannenbaum, der Kaiser hat in' Sack gehaun'.» Damit endete aber nicht die politische Aufladung von Weihnachten. In der stalinistischen Sowjetunion wurde der Stern von Bethlehem zum roten Stern des Kommunismus, die Nationalsozialisten beschworen angebliche germanische Sonnwend-Bräuche, die DDR feierte ein sozialistisches Friedensfest. In den multireligiösen Gesellschaften des 21. Jahrhundert taucht die Frage auf, ob Krippenspiele in den Schulen noch politisch korrekt seien, während in den USA «Weihnukka»-Artikel, die einen Brückenschlag zwischen Weihnachten und Chanukka versuchen, zunehmend beliebter werden.

Das Gaben-Lied von Hoffmann von Fallersleben wird noch heute von Kindern gesungen. Doch statt einem Kriegesheer bringt der Weihnachtsmann einen «Zottelbär», «Roller, Teddy, Schaukelpferd» oder ein «Dreirad, das fein fährt». Die Gaben ändern sich, die Geschichte weihnachtlicher Sinnstiftung, politischer wie privater, geht weiter. ■

# Le don, cet angle mort de la pensée économique

**Le don et la gratuité échappent à la pensée économique parce qu'ils sont incompatibles avec ses prémisses. Pourtant la crise qui a débuté en 2007 a démontré que les transactions financières ne sont ni auto-suffisantes ni totalement indépendantes : les notions de gratuité, de relation et de confiance jouent en réalité un rôle essentiel dans ces processus.**

Paul Dembinski

dossier

## Stiefkind der Wirtschaftswissenschaft

*Im Laufe der letzten Jahrzehnte hat sich der Finanzmarkt immer mehr einem Ideal der wirtschaftswissenschaftlichen Theorie angenähert, der so genannt reinen Transaktion. Diese charakterisiert sich durch Unmittelbarkeit und Anonymität, hat weder Vergangenheit noch Zukunft. Mit dem Anfang der globalen Krise im Jahr 2007 wurden jedoch auch die Grenzen dieses Systems und des Finanzmarkts ganz allgemein ersichtlich: Denn die hochgelobten und vielpraktizierten Transaktionen sind in Wahrheit weder selbstgenügsam, noch unabhängig. Vielmehr wurde klar, dass Eigenschaften aus dem Bereich der Gabe, wie beispielsweise eine zwischenmenschliche Beziehung, Vertrauen und Unentgeltlichkeit, unabdingbar sind, um langfristig eine wirtschaftliche Stabilität und Wachstum zu erreichen. Um den Herausforderungen der Effizienz gerecht zu werden, müssen diese Faktoren zwingend mitberücksichtigt werden, auch wenn sie den Horizont des Homo Oeconomicus überschreiten.*

Paul Dembinski est professeur associé au Département de gestion de l'Université de Fribourg et directeur de l'Observatoire de la finance à Genève.  
pawel.dembinski@unifr.ch

Le don est une catégorie délaissée par la science économique et cela pour trois raisons au moins. Tout d'abord la science économique dominante prétend que l'optimum – en matière à la fois de production et de satisfaction – est atteint quand le marché prend en charge l'allocation de la totalité des ressources. Or le marché n'est capable d'allouer que ce qui a un prix. En conséquence, tout bien ou service qui n'aurait pas de prix – à l'instar du donné et du gratuit – se trouve soustrait à l'emprise du marché, ce qui en conséquence péjore la qualité de l'allocation. Ainsi, le don aveuglerait le marché et, ce faisant, l'aiguillerait vers des solutions sub-optimales.

La deuxième raison pour laquelle la science économique ignore le don et la gratuité vient du fait qu'elle est bâtie sur le postulat tant de fois répété que tout se paie, que rien n'est gratuit dans ce bas monde. Bref, «there is no free lunch». En effet, avec l'homo oeconomicus pour référence anthropologique exclusive, il n'y a pas de place dans la science économique pour la gratuité qui, du coup, apparaît comme déraisonnable, parce qu'incompatible avec la raison calculatrice. Les anthropologues qui ont tenté de faire entrer le don dans l'espace de la pensée économique ont cherché à lui trouver une contrepartie, de l'expliquer par la réciprocité ou par le contre-don. Ce faisant, ils ont réduit le don à un simulacre d'échange. Grâce à ce tour de passe-passe, le don – parfois vraiment libre et gratuit – a été ramené une fois pour toutes à un don intéressé. C'était le prix à payer pour qu'il entre par la petite porte dans le champ de l'analyse économique.

## L'idéal utopique

La troisième raison pour laquelle la pensée économique ignore le don est le caractère foncièrement incommensurable de ce qui est donné : qu'il s'agisse d'objets, d'attitudes, de sentiments ou d'attention. Dans cette perspective, le don

dépasse largement la chose donnée, il porte l'empreinte ou l'ombre du donateur – et parfois aussi celle du bénéficiaire – et en cela il est unique, sans équivalence possible. Or, l'économie repose sur le postulat de la commensurabilité des biens et services dont le prix est l'ultime expression et l'échange l'ostensible concrétisation. Admettre l'incommensurable, c'est se placer résolument en dehors de l'espace de l'économique.

En conséquence, les principales encyclopédies économiques, quand elles parlent du don, le font comme si les sociétés qui pratiquent une forme aussi peu évoluée de l'échange se trouvaient à un stade très préliminaire de leur développement. Or, l'échange équivalent est au contraire l'idéal de la science économique, il est au cœur de l'utopie qu'elle propose au monde et dont la crise actuelle a mis en lumière un certain nombre de limites.

## Les limites du vase clos

L'échange équivalent des économistes est une transaction paradoxale. En effet, d'un côté les biens échangés ont à l'évidence strictement la même valeur. De l'autre, toutefois, chacun d'entre eux garantit une satisfaction, donc une utilité différente à chacune des parties. C'est dans les gains d'utilité que l'on voit la raison d'être et l'apport de l'échange. Au delà de ce paradoxe, la transaction est bouclée sur elle-même, enfermée dans l'instant, ne faisant aucune référence ni à l'identité des acteurs, ni aux rapports qui pourraient pré-exister entre eux. En ce sens, les parties à la transaction sont parfaitement interchangeables, donc anonymes, et la transaction est close sur elle-même. Vue ainsi, chaque transaction est un univers en soi, et n'a besoin d'aucun «lubrifiant» social tel, par exemple, la confiance, la plus stricte rationalité suffisant à la déclencher. Durant les dernières décennies, le fonctionnement des marchés financiers s'est

approché de cet idéal de la transaction pure, telle que prônée par la théorie : instantanée, anonyme, sans passé et sans avenir. Dès les premiers jours de la crise financière en été 2007, les limites de cette manière de concevoir la transaction, et plus largement la finance, sont devenues manifestes. A leur corps défendant, la finance d'abord, le monde ensuite, ont pris conscience que toute transaction, spécialement quand elle porte sur les actifs financiers, est tributaire d'un processus qui s'étend de la création à l'anéantissement de l'actif en question. Aucune transaction financière n'est donc complètement auto-suffisante, complètement indépendante du passé; les acteurs parties à la transaction ne sont pas, non plus, totalement interchangeables ni anonymes. En fait toute transaction est à mettre en rapport avec une relation financière qui la sous-tend.

### Déséquilibres essentiels

Contrairement à la transaction, à l'échange équivalent instantané, la relation s'inscrit dans la durée, son terme étant donc rarement déterminé à l'avance. La relation n'est jamais anonyme, elle se noue entre partenaires identifiables, qui ont un visage et une identité. Toute relation – privée, professionnelle, économique ou financière – est en fait une succession de déséquilibres. Pris un à un, chacun de ces moments ressemble à une transaction ou à un échange, mais n'en est pas un puisque le passé et l'avenir sont inscrits dans le présent de chaque étape. Ces déséquilibres momentanés peuvent se compenser dans la durée, mais sont le facteur essentiel qui donne à la relation son dynamisme et son potentiel d'avenir. Ainsi, il y a des relations qui, avec le temps, se développent et deviennent de plus en plus fertiles, alors que d'autres s'assèchent et périssent.

### Un engrais fertilisant

A l'instar de la marche qui est, elle aussi, une succession de déséquilibres, la relation est ouverte sur l'avenir; elle est même à certains égards porteuse d'avenir. Si une certaine réciprocité se trouve au cœur de toute relation saine, ce terme peut revêtir des réalités très différentes. Un échange de coups de main entre voisins relève rarement du commensurable. C'est dans le contexte de la relation que la gratuité et le don prennent leur signification. En effet, le déséquilibre de chaque instant si nécessaire à la bonne dynamique de la relation résulte du fait qu'une des parties consent à verser à un moment donné une « mesure bien pleine ». Ce surcroît – gratuit ou donné – pose les jalons et fertilise les étapes ultérieures de la relation. Ainsi germe et se développe la confiance; quand le surcroît vient systématiquement à manquer, la relation s'assèche, la



confiance disparaît. Ceci montre que, contrairement à ce que prétend le paradigme économique, la gratuité et le don jouent dans la vie économique un rôle primordial, mais peu étudié, celui d'engrais fertilisant qui, dans une première approche, diminue l'efficacité immédiate comme le souligne la théorie économique, mais est l'élément indispensable pour féconder l'avenir et préparer la croissance de demain. Ni une relation d'affaires, ni un partenariat, ni une collaboration intellectuelle ou artistique ne porteraient de fruits s'ils n'étaient abordés par les protagonistes comme une succession d'échanges strictement équivalents.

Une des leçons que nous devons tirer de la crise actuelle est qu'une quête de l'efficacité immédiate à outrance – par le biais notamment d'échanges strictement équivalents – est dangereuse puisqu'elle tue la gratuité, laquelle est le lubrifiant indispensable de toute relation qui à son tour est porteuse de fécondité et donc d'avenir. Secouée par la crise actuelle, la pensée économique dominante sera amenée à brève échéance à se pencher sur ses propres prémisses épistémologique et éthiques. Dans cet exercice exigeant et potentiellement déstabilisant, la question du don et de la gratuité comme défis à l'efficacité devra être abordée. ■

# Schenken will gelernt sein

**Die Schenkung ist, juristisch gesehen, eine Ausnahme. In mancherlei Hinsicht untersteht sie nämlich Regeln, die bei anderen Verträgen nicht anzutreffen sind. Dazu gehören besondere Normen über den Vertragsschluss, Formvorschriften, Widerrufsrechte, gemilderte Verzugsfolgen und Anfechtungsrechte Dritter. Blick auf einen eigentümlichen Vertrag.**

Marc Bors

## dossier

### Un cas juridique particulier

*Analysant le droit de donation romain, un historien du droit explique : «L'aversion des Romains envers les dons provient du rationalisme romain, qui considère avec méfiance le fait de transférer des biens sans contrepartie matérielle». Selon cette perspective, il apparaît que le donateur est motivé par des raisons irrationnelles et que le don se présente comme un acte d'altruisme, ce qui «dans un monde d'égoïstes» constitue un cas pour le moins particulier. D'où l'établissement de règles juridiques spécifiques, différenciant notamment quatre sortes de dons : le conventionnel, l'affectif, le spirituel et l'ignominieux. Aucun de ces types de don n'est désintéressé : derrière la noble donation ou le cadeau affectif se cache également le désir de reconnaissance ou d'amour. Pourquoi le droit traite-t-il alors le contrat de donation avec des pincettes ? Dans les cas de litige, comme par exemple lors d'un divorce, ce ne sont souvent pas les dons en tant que tels qui font difficulté, mais leurs conditions tacites généralement plus émotionnelles. Il s'agit là d'une règle du jeu implicite qui régit l'aspect social du don, une règle que le droit de donation doit aussi prendre en compte.*

Schenkungsrechtliche Sonderregeln sind keine Besonderheit des Schweizer Rechts. In anderen Privatrechtsordnungen finden sich vergleichbare Normen und die Rechtsgeschichte kennt eine lange Tradition der Spezialvorschriften über die Schenkung. Diese weichen zwar im einzelnen voneinander ab, gemeinsam ist ihnen aber eine gewisse Skepsis gegenüber dem Phänomen der unentgeltlichen Zuwendung.

### Quelle der Skepsis

Mit Blick auf die Besonderheiten des römischen Schenkungsrechts erklärt ein Rechtshistoriker: «Die Abneigung der Römer gegen Schenkungen (...) leitet man aus dem römischen Rationalismus her, der es mit Misstrauen ansieht, wenn Vermögenswerte ohne materielle Gegenleistung aus irrationalen Motiven übertragen werden.» Und ein Jurist des 20. Jahrhunderts begründet die rechtliche Sonderstellung der Schenkung wie folgt: «Die Interessenlage der Parteien ist bei der Schenkung eine andere als bei den sonstigen Geschäften des Obligationenrechts. Die Schenkung ist gewissermassen der Altruist in einer Welt der Egoisten. Unsere heutige Wirtschaftsordnung beruht nicht auf dem Altruismus, sondern auf der Wahrung eigener Interessen.» Die Spezialvorschriften über die Schenkung werden also mit einer atypischen Motivlage begründet: Der Schenker soll von «irrationalen Motiven» getrieben werden, und die auf solchen Motiven beruhende «unentgeltliche Zuwendung» präsentiert sich – so wird behauptet – als ein Akt des Altruismus, der «in einer Welt der Egoisten» ein Sonderfall sei. Die Lebenserfahrung hingegen lehrt uns etwas anderes.

### Motive eines Schenkenden

Je nach Schenkungsmotiv lassen sich – grob vereinfacht – vier Arten der Schenkung unterscheiden: die konventionelle, die affektive, die ideelle und die schimpfliche Schenkung

■ Die konventionelle Schenkung erfolgt, weil der Schenker davon ausgeht, dass ein Geschenk in einer bestimmten Situation erwartet wird. Konventionelle Schenkungen sind etwa: die Flasche Rotwein, mit der man den Gastgeber einer Einladung – mehr oder weniger – überrascht, Geburtstags- und Weihnachtsgeschenke, die Krawatte zum Vatertag oder das Bügelbrett zum Muttertag.

■ Die affektive Schenkung wird nicht von Konventionen, sondern von Gefühlen motiviert. Dabei will der Schenker eine Empfindung (Liebe, Zuneigung, Freundschaft, Dank) äussern, indem er diese auf dem Wege einer unentgeltlichen Zuwendung materialisiert.

■ Die ideelle Schenkung zielt auf die Förderung eines guten Zwecks. Dies geschieht etwa, wenn Mäzene Künstler oder Wissenschaftler unterstützen oder wenn eine barmherzige Seele einem bedürftigen Menschen ein Almosen zukommen lässt.

■ Die schimpfliche Schenkung ist der Gegenteilstypus zur ideellen Schenkung. Sie verfolgt einen unlauteren Zweck, zum Beispiel die Bestechung eines Geschäftspartners, der zum Essen eingeladen wird, um ihn «anzufüttern». Ebenfalls eine schimpfliche Schenkung liegt vor, wenn sie erfolgt, um eigenes Vermögen dem Zugriff der Gläubiger (oder anderer berechtigter Interessenten) zu entziehen.

### Vom Schein des Schenkens

Gemeinsam ist allen Arten des Schenkens, dass sie alles andere als uneigennützig sind. Bei den konventionellen Schenkungen besteht der Nutzen in dem nicht zu unterschätzenden Vorteil, dass der Schenker alltägliche Erwartungen erfüllt, was das Gelingen sozialer Kommunikation wahrscheinlicher macht und das Leben vereinfacht. Letzteres lässt sich von affektiven Schenkungen nicht immer behaupten: Wer mit der Schenkung Gefühle übermitteln

Marc Bors ist ordentlicher Professor am Departement für Privatrecht. marc.bors@unifr.ch

will, lebt unsicher. Aber dennoch: Auch wer «affectionis gratia» schenkt, tut dies nicht uneigennützig, sondern verfolgt damit ein ganz bestimmtes – riskantes – Interessenkalkül. Bei der ideellen Schenkung ist es ganz ähnlich. Der Mäzen will mit der Schenkung auch Anerkennung und Bewunderung erreichen. Selbst wenn er – was selten geschieht – anonym bleiben will, so besteht der Eigennutz seines Handelns in der inneren Befriedigung, die ihm die Schenkung verschafft. Das lässt sich auch von der frommen Spende und der milden Gabe sagen: Gelegentlich mag der Spender – nicht uneigennützig – sogar auf «bessere Karten im Jenseits» spekulieren. Besonders deutlich tritt der Eigennutz des Schenkers bei der schimpflichen Schenkung zu Tage. Halten wir also nüchtern fest: Eine Schenkung erfolgt nie aus «irrationalen» Motiven und passt als scheinbarer «Akt des Altruismus» hervorragend zu unserer «Welt der Egoisten».

### Romantik versus Jurisprudenz

Weshalb also fasst das Recht den Schenkungsvertrag, der weder irrationaler noch uneigennütziger ist als andere Verträge, dennoch «mit spitzen Fingern» an? Zu rechtlichen Problemen oder gar Prozessen führen Schenkungen selten. Der Streitfall-Klassiker ist (seit Jahrhunderten) die Auseinandersetzung um unentgeltliche Zuwendungen unter einmaligen Liebespaaren. Vordergründig geht es dabei um Vermögensstreitigkeiten, hintergründig um die Bewältigung geplatzter Träume. Und siehe da: Wenn um solche Schenkungen vor Gericht gestritten wird, so ist von einem «uneigennütigen» Rechtsgeschäft nicht mehr die Rede. Vielmehr dreht sich der Streit gerade um die Zweckbezogenheit der unentgeltlichen Zuwendung. Typischerweise schlägt dann die Stunde des Arguments der «stillschweigenden Bedingung», unter der die Schenkung gewährt worden sein soll. Aber das Recht will von diesem juristischen Vehikel nichts wissen: Es blendet die Motivebene grundsätzlich aus und definiert die Schenkung mit den dürren Worten: «Als Schenkung gilt jede Zuwendung unter Lebenden, womit jemand aus seinem Vermögen einen ändern ohne entsprechende Gegenleistung bereichert». Der Schenker hat zwar die Möglichkeit, seine Motive auf die Ebene des Rechts zu heben. Dann muss er sein Zweckkalkül aber offenbaren und dieses in der Form einer Bedingung oder einer Auflage dem Beschenkten mitteilen. Wenn dies aber nicht geschehen ist, so kann später – im Streitfall – mit «stillschweigenden Bedingungen» nicht argumentiert werden. In diesem Sinne konstatiert auch das Bundesgericht: «Sous réserve de cas exceptionnels (...), on ne peut présumer que les donations entre époux sont faites à la condition que le lien conju-

gal ne soit pas rompu par le divorce (...) En d'autres termes, le divorce n'est pas en soi une cause de restitution des donations.» Zwar kann ein Ehegatte dem anderen eine Schenkung machen und dabei stipulieren: «Die Schenkung wird aufgehoben, wenn wir uns scheiden». Aber wer schenkt schon unter einer solchen Bedingung?

### Vergänglicher Zauber

Mit dem Zauber der Schenkung ist es bekanntlich vorbei, wenn das Schenkungsmotiv offen verhandelt wird. Das ist die unausgesprochene Spielregel, die das soziale Geschehen des Schenkens beherrscht. Und weil das Recht immer auch Teil des sozialen Geschehens ist, bildet es diese Spielregel in seinen Normen ab. Insoweit gilt, was der eingangs zitierte Jurist feststellt: «Die Interessenlage der Parteien ist bei der Schenkung eine andere als bei den sonstigen Geschäften des Obligationenrechts». Wenn man schenkt, muss man dies freilich nicht wissen. Wenn man aber wegen einer Schenkung prozessiert, so wird man daran erinnert. ■



# Le concept du «win-win» en Grèce ancienne

Dans l'Antiquité, le gymnasiarque, en charge de la direction et de l'administration du gymnase, devait savoir faire preuve de générosité s'il voulait obtenir la reconnaissance de la cité et de ses concitoyens : de l'huile pour une couronne, un banquet pour une statue personnelle bien située... donner pour mieux recevoir ne date pas d'hier.

dossier

Olivier Curty

## Eine Hand wäscht die andere

*Das Territorium des antiken Griechenlands war unterteilt in eine Vielzahl unabhängiger Stadt-Staaten, die alle über eine eigene Regierung und Magistratspersonen verfügten, darunter jeweils auch der Leiter des Gymnasiums, der so genannte «Gymnasiarch». Als administrativer Direktor hatte dieser die Aufgabe, für das gute Funktionieren der Institution zu sorgen, über die Disziplin der jungen Gymnasiasten zu wachen und die Lehre zu kontrollieren. Mit der Aussicht auf Ehre und Ruhm zeigten sich gewisse dieser «Gymnasiarchen» sehr grosszügig und engagierten beispielsweise einen speziell renommierten Lehrer, spendierten Bankette oder stellten den Athleten qualitativ hochstehendes Öl zur Verfügung. Der jeweilige Stadt-Staat profitierte von diesen Verbesserungen, welche die Schulleiter aus der eigenen Tasche bezahlten. Doch auch die grosszügigen Gesten blieben nicht ohne Verdank: sei dies in Form einer öffentlichen Danksagung, einer in Stein gemeisselten Widmung oder auch einer Statue des spendablen Direktors. Sicher war, dass sich der «Gymnasiarch» durch diese öffentliche Verdankung von seinen Mitbürgern abhob.*

Olivier Curty est assistant-docteur et chargé de cours au Département des sciences de l'Antiquité. [olivier.curty@unifr.ch](mailto:olivier.curty@unifr.ch)

Etudier l'Antiquité, c'est analyser une civilisation finie, examiner son fonctionnement pour mieux comprendre et appréhender la société actuelle dans laquelle on vit. Ainsi en va-t-il du concept appelé «win-win» ou «gagnant-gagnant» que l'on imagine tout récent et que, par effet de boule de neige, l'on applique maintenant partout. On peut constater cependant qu'il existait déjà dans l'Antiquité. La grande erreur, en effet, du temps présent, est de croire à l'inutilité d'un passé démodé techniquement et à faire «tabula rasa» des expériences de nos devanciers, pourtant humains comme nous.

## Administrateur et directeur

Si l'on se projette dans l'Antiquité, il faut savoir que le territoire de la Grèce était alors divisé en une multitude de petits Etats, appelés improprement «cités» en français, et plus clairement «Stadt-Staat» en allemand. Ils étaient constitués d'une ville et du territoire qui l'entourait, en général d'une grandeur de quelques km<sup>2</sup>, consacré à l'agriculture pour assurer leur subsistance. Indépendants les uns des autres, ces Etats possédaient leur gouvernement et leurs magistrats, parmi lesquels se trouvait souvent un gymnasiarque.

Le gymnasiarque, à l'instar des autres magistrats antiques, était toujours un homme (Mann) car il faut bien reconnaître, malgré ce que cet aveu peut avoir de «politiquement incorrect», que l'Antiquité était exclusivement un monde d'hommes et les femmes n'y avaient un rôle que dans la mesure où elles «jouaient» aux hommes. Pour sa part, le gymnasiarque, comme l'indique son nom, administrait et dirigeait le gymnase pendant une année; il est apparu en Grèce à partir de la fin du IV<sup>e</sup> s. av. J.-C., soit juste à la période qui suit l'époque classique, celle qu'autrefois on appelait le «miracle grec».

Il peut sembler étonnant qu'un bâtiment comme le gymnase ait été l'objet de tant d'at-

tention. En effet, la cité sous l'administration de laquelle il se trouvait jugea utile d'assigner un magistrat à sa direction. Pour comprendre cette décision, il faut préciser que, dans l'Antiquité, le gymnase était un bâtiment emblématique du mode de vie «à la grecque». C'est la raison pour laquelle on le trouvait aussi bien dans les grandes villes que dans les villages les plus reculés. Naturellement, le terme de gymnase recouvrait ici et là des réalités fort différentes. Selon l'importance de la cité, il pouvait être soit une imposante construction de pierre entourée d'une grande cour pour les exercices physiques et dotée d'une piste de course, soit une installation de bois plus ou moins sommaire qui n'a pas laissé de traces. Quoi qu'il en soit, c'était le lieu où les jeunes, c'est-à-dire la force vive de la cité, venaient s'exercer et s'entraîner physiquement. Cependant, le gymnase acquit une seconde signification en prenant le sens de lieu d'étude car, petit à petit, il servit aussi pour la formation intellectuelle. Face à la valeur de ce double aspect dans l'éducation de sa jeunesse, on comprend l'intérêt de la cité pour le gymnase et ses efforts pour tenter d'en prendre le contrôle, en y mettant à sa tête un gymnasiarque choisi par elle et dont le rôle était d'assurer le bon fonctionnement de l'établissement. Il veillait par exemple à la discipline de ceux qui le fréquentaient (c'était en effet des jeunes gens naturellement enclins à l'indiscipline et aux actes turbulents) ou contrôlait les maîtres chargés d'enseignements divers, en un mot il se souciait que tout fonctionnât parfaitement.

## Reconnaissance éternelle

A sa sortie de charge, le gymnasiarque, comme les autres magistrats de la cité, était remercié par des honneurs oraux qui n'ont pas laissé de traces. Mais, à côté de ces centaines de gymnasiarques anonymes qui ont occupé leur poste sans relief particulier, une minorité, jugée





exceptionnelle dans la direction du gymnase – soit qu'elle l'eût particulièrement bien administré, soit qu'elle l'eût couvert de divers bienfaits –, reçut de la part de la cité reconnaissante un texte gravé sur pierre, rapportant ce que ces gymnasiarques méritants avaient accompli. En gravant ce texte sur un matériau non périssable et en l'affichant bien en vue dans un lieu public, la cité lui assurait pérennité et publicité, les passants antiques étant susceptibles de le lire. Le souvenir de ces honneurs extraordinaires dura bien au-delà des espoirs de ceux qui les avaient fait exposer puisque, plus de 2000 ans plus tard, les archéologues ont découvert une petite cinquantaine de ces décrets, soit entièrement, soit sous la forme de quelques lignes, voire de quelques mots.

### Savoir donner le petit plus

Parmi les gymnasiarques qui accomplissaient des bienfaits, on en voit un dans la cité d'Erétrie, près d'Athènes, engager à ses frais un maître de philologie homérique, c'est-à-dire une personne chargée d'enseigner et d'expliquer l'œuvre d'Homère – dont les deux poèmes principaux, l'Illiade et l'Odyssée, avec un peu moins de 30'000 vers, étaient considérés par les anciens Grecs comme la Bible autrefois chez nous. Un second, lors de son entrée en charge et de sa sortie, fit des sacrifices et invita l'ensemble de la population à un banquet – où fut consommée la viande sacrificielle.

Comme l'huile était fort utilisée dans les gymnases (les athlètes s'en enduisaient avant les exercices pour assouplir les muscles et ensuite pour les massages), la cité mettait à disposition une somme d'argent pour en acheter, mais en petite quantité et de médiocre qualité. La plupart des gymnasiarques en fonction s'en accom-

modaient. Mais certains, plus généreux, payaient de leur poche de l'huile en abondance et de meilleure qualité. Ainsi agit un troisième.

### Une réciprocité bienvenue

C'est là qu'entre en scène le concept du «win-win» que les anciens Grecs appliquaient très consciencieusement même s'ils ne lui donnaient pas de nom. La cité en effet était gagnante face à ces personnalités qui utilisaient leurs propres moyens pour améliorer l'ordinaire plutôt fruste. De leur côté, les gymnasiarques, eux aussi, se trouvaient gagnants car la cité, dont le gymnase avait été gratifié de leurs bienfaits, ne se contentait pas de leur attribuer des honneurs de routine, mais leur octroyait toutes sortes de récompenses qui les distinguaient de leurs concitoyens. C'est ainsi qu'ils avaient droit à l'éloge : lors de grands rassemblements civiques, le héraut public proclamait qu'un tel s'était particulièrement bien comporté durant sa gymnasiarchie. Cette déclaration publique lui assurait ainsi la reconnaissance de ses concitoyens. Un autre honneur consistait pour le récipiendaire à recevoir le droit de porter lors des jours de fête une couronne de feuillage ou de métal précieux l'imitant, témoignage de sa distinction. Un troisième acte de reconnaissance de la cité était de lui octroyer une ou plusieurs statues situées dans un endroit bien en vue, afin de perpétuer son souvenir.

En définitive, ce système permettait à la cité d'entretenir fastueusement son gymnase sans rien déboursier et au gymnasiarque de se voir reconnaître en tant que personnalité généreuse et différente de ses concitoyens, chose appréciable dans un système où l'on était élu aux diverses charges. ■

# Geben ist seliger denn Nehmen

«Geben ist seliger denn Nehmen.» Dieses uralte, ursprünglich griechische Sprichwort mag im Zeitalter von «Geiz ist geil» nicht mehr zeitgemäss klingen, war aber Jahrhunderte lang massgebend. Dem Evangelisten Lukas, Verfasser der Apostelgeschichte, erschien die Sentenz so wichtig, dass er sie für ein Jesuswort hielt.

Thomas Staubli

## dossier

### En compétition pour donner

*Dans l'Ancien Orient, la crainte de paraître avare était très forte et se reflétait même dans les affaires : l'art de la négociation consistait ainsi à surenchérir l'offre de son partenaire afin de préserver l'honneur. Même topo au niveau divin : si les dieux offraient la pluie, les hommes les remerciaient en leur remettant une partie de leurs récoltes. Cette compétition atteignait toutefois ses limites lorsqu'il s'agissait de donner un enfant. Dans l'Ancien Testament, YHWH, pour mettre à l'épreuve Abraham, exige qu'il sacrifie son fils Isaac : paradoxalement, c'est un envoyé de Dieu qui empêche le père de commettre cet acte, lui permettant finalement de sacrifier un bœuf.*

*Si, dans l'Ancien Orient, le sacrifice d'animaux était courant, les religions monothéistes ont abandonné ce culte pour le remplacer par la prière. Dans cette perspective, l'aumône apparaît également comme une forme matérialisée de la prière et du jeûne. Cette charité n'est pas à sous-estimer : c'est sans doute sous son impulsion que des institutions telles que la Croix-Rouge ou la démocratie sociale européenne ont pu voir le jour.*

In den Evangelien ist die Weisheit «Geben ist seliger denn Nehmen» nirgends zu finden – auch nicht im Lukasevangelium. Doch auch die jüdische Weisheit kommt zum Schluss, dass dem Nehmen nichts Seliges anhaftet, etwa wenn Jesus Sirach formuliert: «Deine Hand sei nicht offen zum Nehmen und verschlossen zum Geben» (Sir 4,31). Eine Geschichte, die in Israel unter Prophetenjüngern kursierte, warnt eindringlich vor dem Nehmen. Einst habe der Prophet Elischa den reichen Syrer Naaman von einer Hautkrankheit geheilt. Elischas Diener, Gehasi, konnte nicht verstehen, dass sein Meister nichts für seine Dienste verlangte, jagte dem Geheilten nach und bat ihn um ein Talent Silber für die Prophetenschule. Naaman gab ihm zwei. Elischa aber durchschaute die Machenschaften seines Dieners und wünschte ihm – mit Erfolg – die Hautkrankheit des Geheilten an (2 Könige 5,20-27), was als besonders schwere, göttliche Strafe galt.

### Quid pro quo

Die Angst davor, habgierig zu erscheinen, war so tief in den Menschen verwurzelt, dass selbst

Kaufgeschäfte als ein gegenseitiges Beschenken verstanden wurden. Die Kunst des Handelns besteht darin, ein Angebot so zu unterbreiten, dass sich das Gegenüber verpflichtet fühlt, dafür eine Gegengabe zu «spendieren», die die «Offerte» des Partners – um das Gesicht zu wahren – wenn möglich überbietet. Das Spiel des «do ut des» zieht sich nahtlos in den Bereich der Schicksalsmächte hinein. Die Götter schenken Regen; die Menschen bedanken sich mit einem Teil der Ernte. Eine kinderlose Frau verspricht Gott einen Priester; Gott schenkt ihr ein Kind (1 Sam 1). Vertrackt und grenzwertig wird der stolze Wettkampf des Schenkens allerdings, wenn sich die Menschen genötigt sehen, ihr einziges Kind Gott wieder zu opfern, weil es nichts anderes gibt, was seinem hohen Wert entsprechen würde. Die berühmte Geschichte von der Bindung Isaaks thematisiert dies als Prüfung Gottes (Gen 22,1-14). Paradoxiereise ist es hier Gott selber, der Abrahams Sohn Isaak durch einen Widder, der an seiner Stelle geopfert werden kann, auslöst. Wer die Geschichte genau liest, stellt allerdings fest, dass es Gott (Elohim) ist, der das Opfer



Abbildung 1: Kappadozisches Rollsiegel (19. Jh. v. Chr.).

Thomas Staubli ist Oberassistent am Departement für Biblische Studien und Leiter des BIBEL+ORIENT Museums. [thomas.staubli@unifr.ch](mailto:thomas.staubli@unifr.ch)

verlangt und der Bote JHWHs, der den Widder schickt. Diese Nuancen der Gottesnamen verweisen wahrscheinlich zurück auf einen älteren, polytheistischen Mythos in Kanaan, in dem ein kämpferischer Gott das Menschenopfer verlangt, eine barmherzige Göttin aus der ihr heiligen Tierherde jedoch eine Ersatzgabe stiftet.

Das Christentum hat dieses Spiel der Gabenüberbietung durchbrochen, indem es lehrt, dass in der freiwilligen Selbsthingabe Christi am Kreuz Gott den Menschen seinen eigenen Sohn als Sühnegabe schenkt. Die schwere Aufgabe christlicher Frömmigkeit besteht darin, diese Gabe aller Gaben anzunehmen und das Leben aus dem Gefühl der Dankbarkeit heraus zu gestalten. Vielen gelingt das nicht. Sie fühlen sich gegenüber Gott schuldig und streben in selbstzerstörerischer Weise – zum Beispiel als Workaholics – danach, Gottes Geschenk zurückzuerstatten.

### Tiere als Gaben

Die Schlachtung eines Tieres hatte im Alten Orient immer Opfercharakter, da zumindest das Blut Gott vorbehalten war, weil es als Sitz des Lebens galt. Man ließ es nach schnellem Schnitt mit scharfem Messer durch die Halsschlagader des Tieres beim Altar in die Erde laufen. Das Verbrennen der Fettheile des Tieres oder gar das Verbrennen des ganzen Tieres konnte den Gabencharakter der Schlachtung noch verstärken. Der Gräzist Walter Burkert hat vermutet, dass Tieropfer rituale vor allem der Bewältigung von Schuldgefühlen gegenüber dem getöteten Tier gelten. Sicher ist, dass die kultische Einbettung von Schlachtungen ein gedankenloses und massenhaftes Schlachten tendenziell minimierte. Das Bild eines kappadozischen Rollsiegels

(19. Jh. v. Chr.) der Sammlungen BIBEL+ORIENT der Uni Freiburg zeigt eine Prozession von Trägern mit Opfertieren vor einer thronenden Gottheit (Abbildung 1).

### Lobpreisen und spenden

Die aus dem Alten Orient hervorgegangenen monotheistischen Weltreligionen – Judentum, Christentum und Islam – haben den Opferkult in Tempeln hinter sich gelassen. An die Stelle der Opfer tritt das Gebet, vor allem in Gestalt des Gotteslobes, das schon im Tempelkult einen wichtigen Platz hatte, wie das Bronzefigürchen einer Leierspielerin (15./14. Jh. v. Chr.) aus den Sammlungen BIBEL+ORIENT der Uni Freiburg zeigt (Abbildung 2). Das hebräische Wort für «Gabe», mincha, hat die Bedeutung von «Gebet» angenommen. Als eine materialisierte Form des Gebetes und des Fastens kann die Armenspende verstanden werden. Die monotheistische Ökumene der Caritas ist kaum zu überschätzen. Ohne diesen kräftigen Impuls wären Institutionen wie das Rote Kreuz, der Rote Davidstern und der Rote Halbmond, aber auch die modernen Sozialdemokratien Europas nicht vorstellbar.

### Brot: Die Gabe schlechthin

Die häufigste und einfachste Opfergabe in den Ländern des Mittelmeerraumes war und ist das Brot. Bis heute steht es im Zentrum der christlichen Eucharistie (wörtlich: Gute Gabe). Es ist die gute Gabe Gottes an uns Menschen, um die Christen im Vaterunser beten. Es ist aber zugleich auch die Dankesgabe von Menschen an Gott. Das ägyptische Bronzefigürchen (5.-1. Jh. v. Chr.) der Sammlungen BIBEL+ORIENT der Uni Freiburg zeigt einen Opferpriester, der mit Broten vor der Gottheit kniet (Abbildung 3). ■

*Das BIBEL+ORIENT Museum beherbergt die rund 15'000 Objekte umfassenden Sammlungen BIBEL+ORIENT der Universität Freiburg und präsentiert sie dem interessierten Publikum. Es ist weit über die Schweiz hinaus das einzige Museum, welches altorientalische Kunst und biblische Textwelt in Beziehung zueinander setzt und so die Geschichte des Vorderen Orients mit den lebendigen Überlieferungen verbindet. Damit fördert es die vertikale Ökumene, nämlich das Bewusstsein für die bis heute wirksamen historischen Zusammenhänge zwischen den aus Kanaan hervorgegangenen Weltreligionen Judentum, Christentum und Islam. Das ist eine wichtige Voraussetzung für eine nachhaltige horizontale Ökumene: das nötige Gespräch zwischen den Religionen. Seit kurzem ist ein großer Teil der Sammlung in einer Online-Datenbank für Forschende und Interessierte zugänglich: [www.bible-orient-museum.ch/bodo](http://www.bible-orient-museum.ch/bodo) Info: [www.bible-orient-museum.ch](http://www.bible-orient-museum.ch)*



Abbildung 2: Bronzefigürchen einer Leierspielerin (15./14. Jh. v. Chr.).



Abbildung 3: Ägyptisches Bronzefigürchen (5.-1. Jh. v. Chr.).

# Donner pour cause de mort

**Faire son testament. «Illusion d'immortalité» comme l'a écrit le grand juriste français Jean Carbonnier ? Peut-être pour certains. Mais pour la plupart, c'est plus modestement le souci d'assurer l'avenir d'un proche, de favoriser un être cher, de soutenir une œuvre qui tient à cœur. En tout cas, riche ou moins riche, chacun en a très simplement la faculté.**

Paul-Henri Steinauer

dossier

## Der letzte Wille, die letzte Gabe

*Im Gegensatz zur Englischen und Amerikanischen Rechtsprechung schützt das Schweizer Recht in Sachen Erbe die nächsten Verwandten und definiert gewisse Einschränkungen in Bezug auf die Wahl der Erben und deren Erbanteil. So haben die Nachkommen, die Eltern, der Ehegatte und der eingetragene Partner oder die eingetragene Partnerin anrecht auf einen so genannten Pflichtteil. Der Erblasser hat die Möglichkeit ein Testament zu verfassen und darin seine Güter an weitere Personen zu vermachen, der Pflichtteil hingegen darf nicht anderen zugesprochen werden. Bereits vor dem Ableben möglich ist der Bezug eines vorgezogenen Erbes oder einer Schenkung, wobei der «Erbvorschuss» vom Erbanteil abgezogen wird. Der Möglichkeiten, seine Hinterlassenschaft zu regeln, gibt es viele. Nur zu lange warten sollte man damit nicht...*

Envisager sa sortie de scène, ceux qui resteront, les biens qu'on laissera derrière soi, n'est pas forcément très réjouissant. Les uns en repoussent toujours l'idée, quitte à être finalement surpris par le destin. D'autres s'en préoccupent beaucoup, multipliant testaments et codicilles, peut-être pour y trouver un ultime moyen d'exister ou de se faire aimer. Mais quelles raisons vraiment a-t-on de «disposer pour cause de mort» ?

### Le réseau d'héritiers

Il faut en réalité se demander d'abord quelle sera la solution légale à défaut de telles dispositions. La loi détermine en effet qui, dans ce cas, sera héritier et pour quelle part de la succession. Le législateur a bien sûr retenu ce qui lui a paru juste dans l'abstrait, pour une famille «standard». Ainsi a-t-il limité le cercle des héritiers aux parents les plus proches (les descendants, les père et mère et leurs descendants, les grands-parents et leurs descendants), ainsi qu'au conjoint ou au partenaire enregistré. Il a par ailleurs prévu que seuls les parents les plus proches héritent (par exemple, si le défunt a des descendants, ses père et mère n'héritent pas) et qu'un parent prédécédé est représenté par ses enfants. Enfin, à défaut d'autres héritiers, c'est la collectivité publique qui recueille la succession.

Prenons quelques exemples. A est marié et a deux enfants : son conjoint recevra la moitié de la succession et chacun des enfants un quart. B vit depuis longtemps en union libre avec C et ses seuls parents sont ses deux frères : sa succession sera partagée par moitié entre ses frères. D, célibataire, ne laisse que deux cousins ; ce sont eux qui se partageront la succession.

### Je lègue ma maison à...

En général, c'est lorsque cette solution légale ne convient pas aux circonstances familiales ou

personnelles que l'on pense à faire un testament : soit pour favoriser d'autres personnes (en plus, ou à la place, des héritiers légaux), soit pour modifier les parts des héritiers légaux. Ainsi, dans le premier exemple ci-dessus, A veut-il laisser à son conjoint, non pas la moitié seulement de la succession, mais les trois quarts. Ou encore, dans le deuxième exemple, B rédige le testament suivant : «J'institue C héritière de tous mes biens». Ou encore, dans le troisième exemple, D dispose : «Je lègue ma maison à l'Université de Fribourg».

### La proche famille protégée

En droit suisse, le testateur n'est cependant pas totalement libre de choisir ses successeurs et de définir leurs parts. La loi garantit à certains de ses proches une «réserve héréditaire», à savoir une part de la succession dont ils ne peuvent être privés. Ces «héritiers réservataires» sont les descendants, les père et mère (s'il n'y a pas de descendants) et le conjoint ou le partenaire enregistré.

La réserve est de la moitié de la part de succession légale, sauf pour les descendants, qui ont une réserve des trois quarts de cette part. Par exemple, si A est marié et a deux enfants, la réserve du conjoint est du quart de la succession, alors que celle de chaque enfant est des trois seizièmes de celle-ci ; le testateur peut librement disposer des trois huitièmes restants (la «quotité disponible»).

Le droit de disposer pour cause de mort est un prolongement de la propriété. En prévoyant des réserves héréditaires, le droit suisse fait prévaloir la protection de la proche famille sur une vision plus libérale de la propriété, qui laisserait le défunt décider sans limites du sort de ses biens. Il s'inscrit à cet égard dans la ligne des droits d'Europe continentale. Le droit anglais ou le droit américain ne connaissent pas de telles restrictions :

Paul-Henri Steinauer est professeur ordinaire au Département de droit privé.  
paul-henri.steinauer@unifr.ch

certes, à certaines conditions, les proches du défunt peuvent-ils demander une prestation d'entretien à charge de la succession; mais d'une manière générale, le testateur peut décider librement des libéralités qu'il veut faire à son décès.

### Formes et modes de disposer

Pour régler sa succession, une personne établit normalement des «dispositions pour cause de mort» (en général, un testament), qui ne produiront d'effet qu'après sa mort. Elle peut cependant aussi déjà donner des biens entre vifs. En particulier, elle peut transférer gratuitement des biens à un héritier en précisant que ceux-ci seront, le moment venu, comptés dans la part de cet héritier (avancement d'hoirie). Elle peut aussi faire une donation, à un héritier ou à un tiers, sans établir de liens avec sa future succession; ce sera alors souvent une manière de commencer à utiliser la quotité disponible.

Le testament a l'avantage d'être révocable en tout temps et de pouvoir être établi très simplement : le testateur peut l'écrire de sa main, à condition de le faire en entier, de ne pas oublier la date (année, mois et jour où l'acte a été dressé) et d'y apposer sa signature. Il est bien sûr aussi possible de faire établir le testament par un notaire. De même peut-on conclure devant notaire un «pacte successoral», c'est-à-dire disposer de ses biens par un contrat qui ne pourra pas être révoqué unilatéralement, mais qui, de ce fait, permet d'obtenir des contre-prestations (par exemple, d'être soi-même héritier de celui que l'on institue héritier, pour le cas où celui-ci décède en premier).

Pour utiliser la quotité disponible, le testateur fera le plus souvent un ou plusieurs legs : il oblige alors ses héritiers à transmettre des objets (des meubles, des œuvres d'art, de l'argent, etc.) au(x) légataire(s). Il peut cependant aussi instituer un ou plusieurs héritiers, qui recevront de plein droit tout ou partie de sa succession, mais devront également régler ses dettes. Dans les deux cas, il peut soumettre sa disposition à une condition ou imposer une charge au bénéficiaire.

On le voit, les motivations et les modalités des libéralités pour cause de mort peuvent être nombreuses et la loi permet de faire très simplement un testament. La mise en œuvre des libéralités pour cause de mort peut toutefois rapidement devenir très compliquée. Aussi ne faut-il pas hésiter en cette matière à s'entourer des conseils d'une personne compétente. On ne meurt qu'une fois... ■



# Die Gaben des Heiligen Geistes

«Gabe» hat mit «Geben» zu tun und das christliche Bekenntnis zum dreifaltigen Gott schliesst das Bekenntnis ein, dass Gott «Geber aller guten Gaben» ist und das Leben selbst Geschenk aus Gottes Hand. Der Heilige Geist ist wirksam im Leben der Kirche und in der Welt – teils stürmisch, oft unmerklich und leise.

Thomas Fries

dossier

## Donateur de tous les dons

*Pour les chrétiens, les dons du Saint-Esprit ne désignent aucunement des manifestations extravagantes. Ces dons divins (sagesse et intelligence, bon conseil et force, connaissance, crainte de Dieu et piété, cf. Is 11,2) désignent plutôt la faculté accordée à tout baptisé de s'orienter chrétiennement dans la vie et de devenir apte à la louange de Dieu. Selon la pensée d'Irénée de Lyon, Père de l'Eglise : «Un homme vivant est la gloire de Dieu – et le sens de la vie humaine, la vision de Dieu».*

Für das christliche Leben sind «Gaben» in der Mehrzahl von besonderer Bedeutung, denn das Wirken des Heiligen Geistes, das wesentliche Bestandteil dessen ist, was man «christliche Spiritualität» nennt, ist keine weltenthobene Erfahrung, sondern mitten im Leben der Kirche und mitten in der Welt verankert. Der Heilige Geist, der bei der Aufnahme in die Kirche «verlichen» wird – nach allgemein christlicher Auffassung durch die Taufe –, lebt und wirkt in den Gliedern der Kirche, also in den Gläubigen. Er wirkt aber auch ausserhalb der Kirche und lässt sich sicher nicht «festbinden». Dieser Geist stiftet Einheit, führt zum Frieden, inspiriert und belebt, um nur eine kleine Auswahl dieser «göttlichen Wirksamkeit» zu nennen.

## Sieben Gaben des Geistes

Wenn man auch vermeiden sollte, das Wirken des Geistes in eine abgeschlossene Definition oder Systematik bringen zu wollen, so ist es doch angebracht, die «Sprache» des Heiligen Geistes, also seine Wirkungen, zu benennen und in einem erkenntlichen Rahmen fassbar zu machen. Für die frühe Kirche hat das der Apostel Paulus in der Weise getan, dass er «Wunderheilungen, Prophetie, Zungenrede» u.a. Charismen (1 Kor 12) als Gaben benannte, die den Gläubigen geschenkt werden, um die Kirche aufzubauen und zum Lob Gottes, besonders im Gottesdienst, zu befähigen. Die Systematisierung der Geistesgaben fand besonders durch Theologen im Mittelalter statt, wo diese Gaben im Zusammenhang mit dem Sakrament der Firmung gesehen werden. Gestützt auf Jes 11,2 ist die Rede von der Siebenzahl der Geistesgaben: Einsicht/Verstand und Weisheit, Rat und Stärke, Erkenntnis, Gottesfurcht und Frömmigkeit. Mit diesen Gaben kann der

Christ also «rechnen», sei er Kellner, Postbeamter, Mathematiker oder Theologe.

## Leichter zum Ziel

Was aber ist der konkrete Nutzen dieser Begabungen? Vor allem soll der Christ sein Leben auf Gott ausrichten – dazu helfen die Gaben des Geistes gleich einem «inneren Kompass». Wer achtsam ist, hat mehr vom Leben – und ist empfänglicher für die Eingebungen des Geistes. Das verführt keineswegs zur «geistigen Versponnenheit» oder permanenten Selbstreflexion, sondern meint ein immer wieder notwendiges Innehalten, um sich der Gegenwart und Nähe Gottes zu vergewissern und in Glaube, Hoffnung und Liebe voranzuschreiten. Dem Ziel «christlicher Vollkommenheit» hat lange Zeit der missverständliche Makel des Aussergewöhnlichen angehaftet. Nimmt man aber das Sakrament der Taufe ernst, das alle Glieder der Kirche im Geschenk der Gotteskindschaft verbindet, so ist auch das Diktum des Kirchenvaters Irenäus von Lyon: «Vivens homo gloria Dei; vita hominis, visio Dei» (der lebendige Mensch ist Gottes Ehre – Anschauung Gottes ist Sinn menschlichen Lebens) keine lebensferne Theologie. Dass der lebendige Mensch die Ehre Gottes darstellt, also im Ebenbild Gottes geschaffen ist, und das Leben des Menschen in der Anschauung Gottes besteht, ist eine zutiefst geistliche Erfahrung, die allen «Geistbegabten» gnadenhaft zuteil werden kann und letztlich auch das endgültige Ziel im ewigen Leben ist. Die sieben Gaben des Geistes wollen «den Weg bereiten» und helfen, stärken, erleuchten und beschenken. ■

Thomas Fries ist Diplomassistent am Departement für Praktische Theologie.  
thomas.fries@unifr.ch

# La Suisse des «givers» & «takers»

**Dans un Etat moderne, la réciprocité et la confiance – ciment de base pour une société coopérative – sont organisées institutionnellement. Afin de gérer ses multiples clivages communautaires, la Suisse érige ainsi le principe du «give and take» en tant que valeur nationale. En répartissant les ressources entre régions riches et pauvres, elle renforce le sentiment de solidarité et de justice entre les cantons.**

Nicolas Hayoz

dossier

## Des einen Leid, des andern Freud

*Das Prinzip der «givers and takers» hat in der Schweiz einen besonders hohen Stellenwert. Der Zusammenhalt des Landes ist zu grossen Teilen auf das gute Funktionieren der politischen Institutionen zurückzuführen: Sie zügeln politische Machtansprüche und tragen zu einem Gleichgewicht der verschiedenen Kräfte bei. Der seit 2008 geltende neue Finanzausgleich etwa, soll regionale Unterschiede ausbügeln und einen klaren Graben zwischen Arm und Reich verhindern. Und trotz des Widerstands gewisser «Geber-Kantone», die sich von den «Nehmer-Kantonen» ausgebeutet fühlen, dominiert ganz klar der Diskurs eines Föderalismus im Sinne eines ausgeglichenen Gebens und Nehmens. Eine klare Mehrheit befürwortet dieses System der «ausgleichenden» Gerechtigkeit, welches im übrigen auch für die Steuern angewandt wird und mit Sicherheit ein starkes Mittel ist, um potenzielle Konflikte auf nationaler Ebene zu managen.*

Personne n'ignore cette littérature vulgarisée qui parle de l'importance de la réciprocité dans nos relations quotidiennes, par exemple dans la vie de couple, dans les relations de travail ou encore dans les échanges commerciaux. Les discours autour du «donner» (give) et du «prendre» (take) sont aussi omniprésents que les recettes devant permettre d'équilibrer ces deux notions en apprenant l'art de mieux négocier, de coopérer ou de respecter le «donnant-donnant». Etes-vous un «taker» ou un «giver», ou votre caractère marie-t-il les deux aspects ? A quelque niveau relationnel que l'on se trouve, les deux notions sont constamment présentes. Elles ont également conquis la scène politique, où il y a ceux qui donnent et ceux qui prennent. Toujours avec le soupçon que le «taker» prend trop et que le «giver» donne trop, ce qui pourrait révéler aussi la naïveté du discours sur le phénomène, dès lors que la société moderne ne fonctionne plus sur la base d'une maxime de réciprocité et de justice.

## Une réciprocité organisée

Nul doute que l'image du «taker», dont le substantif traduit une mentalité dominante, renvoie à des phénomènes bien réels : on pense ici aux discours des médias sur la mentalité de profit et d'exploitation des banquiers considérés comme étant à l'origine de la crise du capitalisme, ou à l'esprit d'exploitation des politiciens cherchant à servir avant tout les intérêts de leur clientèle. Ce qui surgit ici c'est la figure du traître, de la défection par rapport à la règle. Se refusant à coopérer et à agir dans le sens d'un intérêt commun, le profiteuse présumé sabote la réciprocité. Si la liberté individuelle implique aussi la possibilité de dire non, de profiter des autres et de poursuivre des intérêts égoïstes, on devrait s'attendre à ce que ce comportement soit plus répandu – avec comme corolaire une

méfiance généralisée. Tel est bel et bien le cas partout où la faiblesse de l'Etat, du dispositif normatif des règles et des valeurs ne représentent pas des incitations suffisantes pour respecter les engagements pris, la règle ou la confiance des autres. Or, dans des conditions modernes, la réciprocité et la confiance ne pouvant pas être présupposées en tant que telles, elles se voient organisées et exprimées comme restrictions au niveau de valeurs, d'institutions et d'organisations, qui représentent en soi déjà des inventions pour résoudre le problème de la coopération dans la société.

## Culture de confiance

En effet, l'espace culturel commun, créé par des valeurs et des institutions communes, figure au nombre des conditions qui rendent possible et envisageable la coopération. Il s'agit déjà à ce niveau d'une définition du capital social, qui renvoie à un contexte normatif et institutionnel nous incitant à respecter nos engagements, à être honnête, à faire des compromis, etc. Ce contexte traduit en fait une culture de confiance, dont le rayon d'action, comme le dirait F. Fukuyama, professeur d'économie politique à l'Université John Hopkins, coïncide avec l'étendue d'une communauté de valeurs, donc le plus souvent aussi avec le territoire étatique.

A ce sujet, la Suisse a prouvé que son histoire nationale et ses institutions politiques, économiques et juridiques étaient parvenues à créer un contexte favorable à l'établissement de structures de confiance généralisées. Sans la présence d'institutions efficaces, confirmant de manière continue la validité de normes de réciprocité au niveau collectif, la confiance généralisée interpersonnelle ne serait plus assurée. Un regard sur certains pays, notamment en Europe orientale, dépourvus de telles institutions démocratiques promouvant des

Nicolas Hayoz est professeur associé au Département de travail social et politiques sociales. nicolas.hayoz@unifr.ch

valeurs de liberté, de justice, de solidarité et d'égalité, montre bien en quoi celles-ci sont indispensables à l'apprentissage de la confiance envers les autres.

### Ne pas créer de perdants

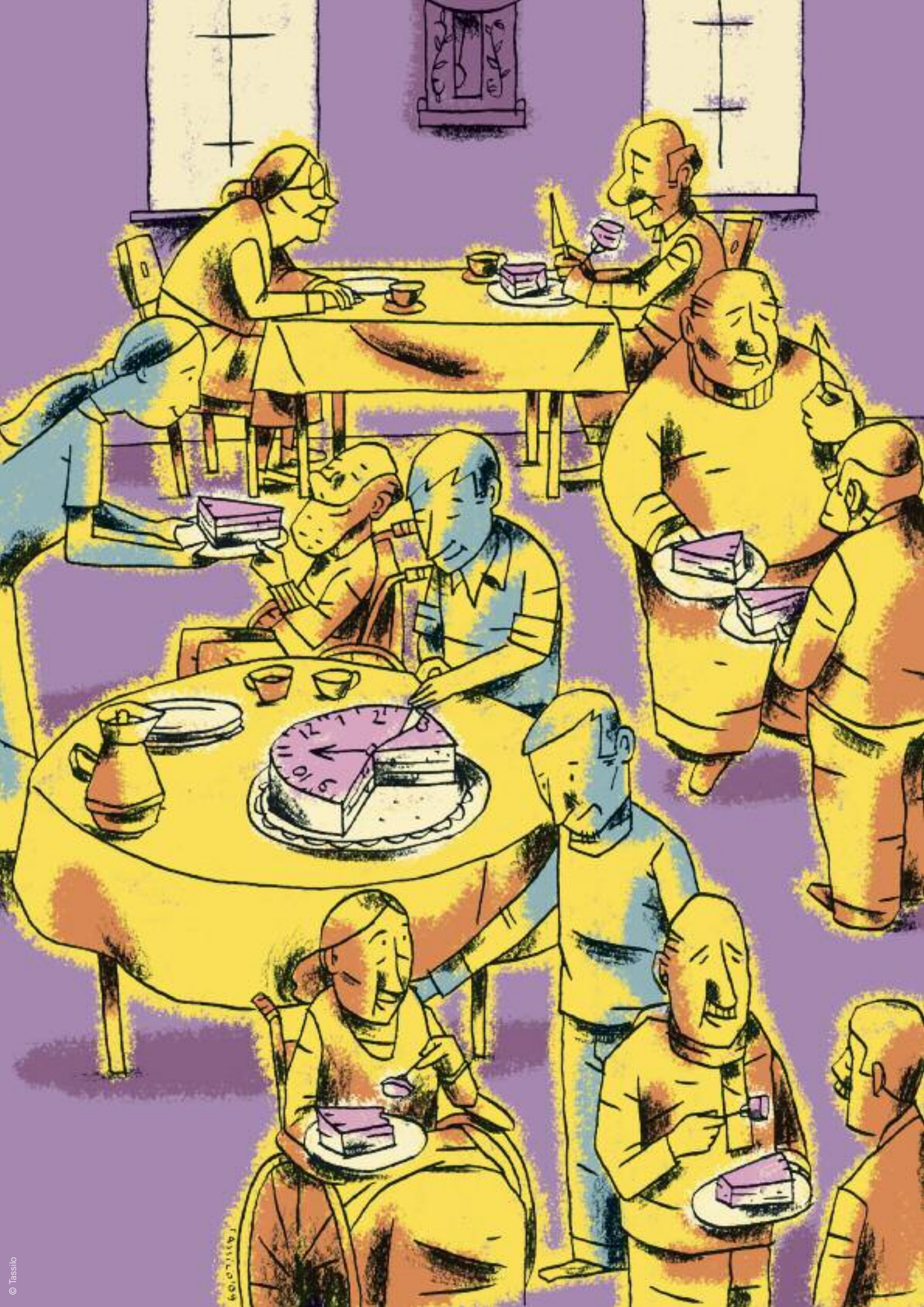
Bien que la confiance généralisée soit en déclin en Suisse, force est de constater que son dispositif institutionnel est en quelque sorte un «rempart» garantissant la conservation d'un certain climat de confiance. Que l'on pense aux dispositifs de l'Etat-providence, aux pratiques politiques inclusives visant une large participation, aux institutions telles que la démocratie directe et le fédéralisme qui autorisent le contrôle du pouvoir politique et l'intégration des minorités, ou encore au respect des droits fondamentaux politiques et civiques, ce sont autant de mécanismes orientés sur le renforcement de la confiance au sein et entre les différentes communautés composant un pays traversé par des clivages multiples. Il n'est pas étonnant que dans une société multiculturelle doublée d'une démocratie consociationnelle telle que la Suisse, le compromis – le principe du «give-and-take» – soit érigé en valeur nationale. Si le pays «tient ensemble», c'est en grande partie en raison du bon fonctionnement des institutions politiques visant le contrôle du pouvoir politique et contribuant à l'équilibre des forces. Pour le dire de manière paradoxale : c'est la méfiance innée et génétique de toutes les structures et instances politiques envers tout pouvoir politique qui renforce la confiance dans les institutions, tout autant que la confiance envers autrui. Par ailleurs, c'est parce que ces institutions évitent l'éclatement de la distinction entre «givers» et «takers», empêchant ainsi la création de «perdants», qu'elles sont profondément ancrées dans le pays.

### Désamorçage de conflits

De même, n'incarnant pas uniquement un rempart puissant contre une centralisation excessive du système politique, la structure fédérale poursuit un objectif identique. Par son nouveau mécanisme de répartition des ressources (nouvelle péréquation financière entrée en vigueur en 2008), elle évite à son tour des décalages régionaux, la création d'un fossé entre régions riches et régions pauvres. Ce système de solidarité n'est pas évi-

dent si l'on tient compte du fait qu'actuellement 19 cantons sur 26 profitent de cette péréquation financière intercantonale. Et c'est ici que l'on voit surgir une autre signification du «giver» and «taker», que la langue française exprime par la distinction entre «payeur» et «bénéficiaire», alors que les germanophones parlent de «Geber-Kanton» et de «Nehmer-Kanton». Le canton de Zoug, le plus riche en Suisse, est aussi celui qui doit contribuer le plus à cette péréquation financière, à hauteur de 1800 CHF par habitant, soit environ trois à quatre fois plus que les autres grands cantons payeurs comme Genève, Zurich ou Bâle. Zoug était d'ailleurs, avec Schwyz et Nidwald, parmi les rares cantons opposés à l'introduction de cette nouvelle clé de redistribution financière entre les cantons. C'est également dans ces cantons que des voix se lèvent à intervalles réguliers pour dénoncer l'exploitation des cantons riches par les plus démunis, un discours qui fait écho à celui mentionné plus haut : il y aurait les bons «givers» d'un côté et les «takers» profiteurs de l'autre. Toutefois, il s'agit là d'une exception discursive, le discours dominant clairement étant celui du fédéralisme comme système du prendre et du donner équilibré. Ce n'est pas le moindre mérite de cette formule de «prendre et donner» que de ne pas se laisser réduire à son aspect financier, mais d'exprimer le souci partagé par la majorité des cantons de justifier le «donner plus» exigé des cantons riches par la finalité de créer plus de justice entre les cantons, et par là de renforcer le fédéralisme. Un raisonnement que l'on retrouve notamment dans l'imposition différenciée des contribuables en fonction de leur revenu. La préférence collective pour ce principe et discours du «give and take» est en définitive à coup sûr un puissant moyen pour gérer les conflits potentiels dans le pays. ■





# Dies academicus 2009

**Ein Pionier der Lüfte und ein Wortkünstler: Bertrand Piccard und Franz Hohler wurde am 120. Dies academicus der Alma Mater die Ehrendoktorwürde verliehen. Ebenfalls mit dem Doktor honoris causa geehrt wurden der ehemalige päpstliche Zeremonienmeister Erzbischof Piero Marini, der Jurist Prof. Christian Joerges sowie Franz C. Palm, Professor der Ökonometrie.**

Die Universität Freiburg verlieh Ehrendoktorate an folgende fünf Persönlichkeiten:

## **Piero Marini**

Die Theologische Fakultät verlieh den Ehrendokortitel an Piero Marini, Erzbischof und Präsident des Päpstlichen Komitees für die internationalen Eucharistischen Kongresse. Piero Marini hat in seinem wissenschaftlichen und pastoralliturgischen Wirken entscheidend dazu beigetragen, dass die Ziele der Liturgiereform des Zweiten Vatikanischen Konzils in der Weltkirche erreicht werden. Als päpstlicher Zeremonienmeister hat er modellhaft gezeigt, wie in Treue zur Tradition der Kirche und mit situationsbezogener Kreativität die Umsetzung vom liturgischen Buch in die Feier der Liturgie gelingen kann. Er hat den vom Konzil gestellten Auftrag der Inkulturation des Glaubens und der Liturgie durch die Gestaltung der Papstgottesdienste auf allen Kontinenten in herausragender Weise verwirklicht. Durch seine grundlegende Reflexion und seine Offenheit gegenüber den Anforderungen der heutigen Zeit hat Piero Marini neue Wege für die Präsenz der Liturgie in den Medien gewiesen.

## **Christian Joerges**

Die Rechtswissenschaftliche Fakultät ehrte Prof. Dr. Christian Joerges für seine Pioniertätigkeiten in den Gebieten des Wirtschaftsrechts, des Europarechts, des Kollisionsrechts und der Rechtstheorie. Als Forscher an vielen Universitäten, darunter die Universität Bremen und das European University Institut in Florenz, hat er entscheidende rechtswissenschaftliche Fortschritte erzielt, wie seine vielbeachtete Kollisionsrechtstheorie des Europarechts. Auch hat

Christian Joerges im Bereich der Rechtstheorie wichtige Erkenntnisse im Hinblick auf das Recht im europäischen Faschismus zu Tage gebracht. Ferner hat er stets die interdisziplinäre Forschung gefördert und wichtige Brücken zur Politologie gebaut. Die Fakultät dankt Christian Joerges auch für die vielfältige Unterstützung, die er seit Jahren im Rahmen von Kooperationen mit Fakultätsmitgliedern gewährt hat.

## **Franz C. Palm**

Prof. Franz C. Palm erhielt die Ehrendoktorwürde der Wirtschafts- und Sozialwissenschaftlichen Fakultät. Die Errungenschaften von Prof. Palm im Bereich der statistischen Analyse von Zeitreihen sind von weltweitem Renommee. Seine Beiträge und Expertisen in zahlreichen international anerkannten Wissenschaftsmagazinen sind für die Wissenschaftsgemeinschaft von grossem Wert. Mit der Gründung einer der herausragendsten Zeitschriften für angewandte Statistik (*The Journal of Empirical Finance*) schuf Prof. Franz C. Palm die empirische Basis dieser wichtigen Disziplin.

## **Franz Hohler**

Der Doktor honoris causa der Philosophischen Fakultät wurde an Franz Hohler verliehen. Der Schriftsteller und Kabarettist hat mit seinem Werk einen unverwechselbar originellen und intellektuell anregenden Beitrag zum Kulturleben geleistet. Er weiss mit seinen sprachspielerischen Aktivitäten Kinder und Erwachsene für Sprachliches zu sensibilisieren und Freude an lautlichen und inhaltlichen Eigentümlichkeiten verschiedener Sprachen zu wecken und trägt zu einer differenzierten Diskussion über die schweizerische Sprachsituation bei.

## Bertrand Piccard

Die Mathematisch-Naturwissenschaftliche Fakultät verlieh Bertrand Piccard die Würde des Ehrendoktors für seinen mitreissenden Pioniergeist, den er lebt und unermüdlich in Wort und Schrift verbreitet, für sein visionäres Engagement, mit dem er zur Lösung des globalen Energieproblems beiträgt und für die vorbildhafte Brückenfunktion, die er als Psychiater

zwischen Mensch und Umwelt einnimmt. Mehr als die Rekorde und Abenteuer fesseln Bertrand Piccard, dem 1999 als Erster ohne Zwischenlandung die Weltumrundung im Heissluftballon gelang, das Studium des menschlichen Verhaltens und die Beobachtung der verschiedenen Bewusstseinssebenen in Extremsituationen. ■



Der Festvortrag des Rektors trug den Titel «Homo homini amicus. Zur Grundlegung der Menschenrechte».



Die Ehrendoktore mit den jeweiligen Dekanen: Piero Marini vor Martin Klöckener, Christian Joerges vor Marcel Niggli, Franz C. Palm vor Marino Widmer, Franz Hohler vor Thomas Austenfeld, Bertrand Piccard vor Titus Jenny (von links nach rechts).

## Impressum ■

Le magazine de l'Université de Fribourg  
Das Magazin der Universität Freiburg

Nouvelles universitaires vol. 68/2

Rédaction : Communication et Médias  
Université de Fribourg  
Av. de l'Europe 20, 1700 Fribourg  
tél. 026 300 70 34  
fax 026 300 97 03  
e-mail : communication@unifr.ch

Rédaction permanente : Claudia Brühlhart,  
Christine Carrard  
Secrétariat : Antonia Rodriguez,  
Denise Torche  
Layout : Jean-Daniel Sauterel  
Illustrations : Tassilo Jüdt

Publicité : Go!Uni-Werbung AG,  
Rosenheimstrasse 12, CH-9008 St. Gallen  
Tel. 071 244 10 10  
Fax 071 244 14 14  
e-mail : info@gouni.ch

Tirage : 9'000 exemplaires  
Papier : R4 Chorus couché brillant, blanchi  
sans chlore; couverture 200 gm2, intérieur  
115 gm2  
Imprimerie : Saint Canisius, Fribourg

Prochaine parution : mars 2010

Les opinions exprimées dans les articles d'Universitas ne reflètent pas forcément celles de la rédaction, mais témoignent de la multitude des directions prises par la recherche à l'Université de Fribourg.

Meinungen, welche in den Artikeln von Universitas zum Ausdruck kommen, widerspiegeln nicht automatisch die Meinungen der Redaktion. Sie bezeugen jedoch die Vielfalt der Forschungsrichtungen an der Universität Freiburg.

# Master 2010 : vous prendrez bien une spécialisation ?

Dès la rentrée 2010, les Facultés de théologie et des lettres proposeront d'attractantes nouveautés. Les théologiens offriront une palette de 14 spécialisations. En lettres, trois nouveaux masters interdisciplinaires permettront à la Faculté de profiler son offre d'études grâce à une formation spécialisée de haut niveau fondée sur une diversité d'approches et de méthodes.

Le Conseil de la Faculté de théologie a décidé d'offrir aux étudiant(e)s qui sont inscrits dans le domaine théologie la possibilité de se spécialiser dans l'une des disciplines théologiques grâce au Master en théologie avec spécialisation. Elles sont nombreuses, mais chacune d'entre elles permet de développer des connaissances et des aspects scientifiques particuliers.

Concrètement, l'étudiant(e) choisit sa spécialisation, reçoit le programme cadre donné par la Faculté (cf. <http://www.unifr.ch/theo/downloads/programm-theologie.pdf>, p. 17-34) et entre en matière avec le/la professeur(e) de la branche, responsable de l'établissement du programme détaillé. Grâce à cette spécialisation, les étudiant(e)s peuvent affiner et approfondir leurs connaissances dans un domaine de recherche particulier durant leur cursus de master.

Bilingues pour la plupart, les spécialisations proposées sont au nombre de quatorze :

La Bible hébraïque et son contexte culturel (Ancien Testament); Le Nouveau Testament et son contexte culturel; Patristique/Histoire de l'Eglise ancienne; Orient chrétien; Histoire de l'Eglise et de la Théologie moderne et contemporaine; Sciences de la foi et philosophie; Philosophie «La vie humaine»; Théologie dogmatique; Théologie de l'œcuménisme; Dialogue interreligieux; Théologie morale et éthique (seulement en français); Theologische Ethik (seulement en allemand); Théologie pratique; et Sciences liturgiques.

La théologie étant une science particulièrement vaste et complexe, l'étudiant(e) qui se spécialise dans l'une de ces disciplines doit en parallèle suivre les cours de théologie du

Master dans les autres disciplines. Il/elle peut éventuellement compléter son cursus par un programme d'études secondaire.

Cette nouvelle offre de la Faculté constitue un complément à celles déjà existantes (Master of Theology, Master of Arts en études théologiques, Master of Arts en études des religions).

## **Master spécialisé en «Ethique, responsabilité et développement»**

Quelles sont les conditions d'un développement dans le respect de la personne humaine? Le champ du développement dans ses multiples composantes (développement durable, social, environnemental, éducatif, humain, économique, aide au développement, etc.) est aujourd'hui étroitement lié aux questions d'éthique et de responsabilité. En réponse à la question du «comment faut-il agir?», le «Master spécialisé en éthique, responsabilité et développement» propose une formation centrée sur le débat critique qui traite la question éthique dans toute son ampleur et sa complexité.

L'originalité de ce cursus, proposé par la Faculté des lettres, consiste, outre l'appréhension critique et scientifique qu'il entend développer, à intégrer une expérience de terrain à l'étranger. Il est important, en effet, que les étudiant(e)s puissent confronter le savoir théorique en éthique, responsabilité et développement avec des expériences concrètes de développement.

Ce master intéressera les personnes qui se destinent non seulement à des fonctions de recherche, de conseil, de gestion de projets mais aussi à des fonctions dirigeantes, que ce soit dans des institutions publiques, dans le domaine du social ou dans des ONG.

### **Master interdisciplinaire en sciences de l'Antiquité**

La création de l'Institut des sciences de l'Antiquité et du monde byzantin permettra d'offrir aux étudiant(e)s un «Master interdisciplinaire en sciences de l'Antiquité». Il s'adressera prioritairement aux étudiant(e)s intéressés par une spécialisation qui leur permettra d'aborder dans d'excellentes conditions un doctorat dont le sujet porte sur le monde antique ou byzantin. Les étudiant(e)s pourront non seulement suivre des cours et séminaires en histoire de l'Antiquité, langue et littérature grecques, langue et littérature latines, archéologie (classique, paléochrétienne et byzantine), philosophie antique, mais aussi des cours enseignés dans d'autres facultés (patristique et droit romain). Ce cursus s'articulera autour d'un mémoire qui pourra porter sur un thème appartenant en propre à l'une des disciplines concernées ou, au contraire, interdisciplinaire. Une grande attention sera portée au perfectionnement en latin et/ou en grec, indispensable afin de pouvoir effectuer de manière crédible une recherche dans le domaine antique ou byzantin.

### **Master spécialisé en didactique des langues étrangères**

Enfin, un «Master spécialisé en didactique des langues étrangères» amènera les étu-

diant(e)s à connaître les différentes approches de l'enseignement des langues étrangères, ainsi que leurs avantages et limites aux différents niveaux d'enseignement. Ce nouveau programme commun aux Universités de Fribourg et Berne se fera en collaboration avec les hautes écoles pédagogiques (HEP) de ces deux cantons. L'objectif prioritaire est de qualifier les formateurs d'enseignant(e)s de langues étrangères et ceux qui se proposent de le devenir pour les hautes écoles pédagogiques de toute la Suisse.

En plus des aspects propres à l'enseignement et à l'apprentissage de toute langue étrangère, deux modules de spécialisation permettront de développer plus particulièrement les questions de la didactique de langue étrangère appliquée à l'allemand, au français, à l'italien, à l'anglais ou à l'espagnol. Ce master s'adressera en priorité aux titulaires d'un Bachelor d'une université ou d'une HEP dans les domaines des langues ou des sciences de l'éducation. A noter que les candidat(e)s devront passer un examen d'admission pour démontrer leur maîtrise d'une langue étrangère (au moins niveau C1 européen) et définir le contenu des modules d'ajustement en fonction du parcours personnel. ■

## **1<sup>ère</sup> édition de la Master Week : 22 - 25 mars 2010**

L'Université tiendra sa première Semaine des master du lundi 22 au jeudi 25 mars 2010. Chaque jour, des présentations de 45 minutes s'inscriront dans trois plages horaires, de 17h à 19h45. Les présentations de chaque faculté seront en principe réparties sur plusieurs soirs, de manière à créer des associations intéressantes avec les master des autres facultés. Les master les plus fréquentés feront l'objet de plusieurs présentations au cours de la semaine, de manière à permettre une participation la plus large possible.

La Master Week s'adressera tant aux étudiant(e)s de l'Université qu'aux étudiant(e)s des autres hautes écoles. Elle constituera une occasion unique d'obtenir des renseignements sur les différents programmes de master directement auprès des enseignants qui en sont responsables. Un module, répété chaque soir, permettra de s'informer des possibilités d'un séjour de mobilité à l'étranger. En outre, la Semaine des master accueillera les stands

des facultés, du Centre de langues, de la Formation des enseignants, du Pôle en éthique, de l'Admission, de l'Orientation universitaire et d'Apartis.

Afin de mettre en évidence l'une des forces de l'offre d'études, la Master Week 2010 sera placée sous le slogan «A Fribourg, vous avez un nom et un prénom».

[www.unifr.ch/master](http://www.unifr.ch/master)

# Comprendre les sociétés plurielles

Depuis la rentrée académique 2009/10, la Faculté des lettres propose un nouveau master intitulé «Sociétés plurielles : cultures, politique et religion». Le cursus combine de manière originale et innovante les approches de l'anthropologie sociale, de la science politique, de la sociologie et de la science des religions.

Francesca Poglia Mileti

Comment vit-on dans un quartier ethniquement hétérogène ? quel impact ont les transitions démocratiques des pays de l'Est sur la migration internationale ? quel type de revendications ont les mouvements ethno-politiques dans des contextes multiculturels ? en quoi la prise en charge institutionnelle des enfants est-elle révélatrice des rapports de genre dans une société ? est-ce que les nouveaux moyens de communication influencent les styles de vie des jeunes ? Ces questions relèvent de l'articulation complexe entre sphère sociale, culturelle, politique et religieuse propre aux sociétés plurielles, et nécessitent la mise en place d'un dispositif d'observation adapté. C'est dans cet esprit que les représentants de l'anthropologie sociale, de la science des religions, de la sociologie et de la science politique, réunis au sein du Domaine des sciences des sociétés, des cultures et des religions en Faculté des lettres, travaillent à la mise en commun de leurs ressources.

## Pluridisciplinaire par excellence

Comment, dans cette perspective, pourraient par exemple être appréhendés les enjeux liés aux religions dans les sociétés contemporaines ? La science des religions analysera de manière approfondie les croyances, les pratiques et les communautés religieuses (dans leur actualité et leur développement historique) en les articulant aux sphères culturelles et sociales. La science politique permettra de repérer les usages stratégiques de la religion dans les programmes politiques alors que la sociologie montrera comment les aspects religieux fondent les mobilisations collectives, orientent les rapports entre groupes ou interviennent dans les dynamiques identitaires. Enfin, l'anthropologie sociale comparera les religions et

leur insertion dans les relations interethniques, sociales et interculturelles, en soulignant leurs expressions rituelles et le sens donné par les collectifs étudiés.

## La cohérence dans la diversité

On peut néanmoins se demander si la pluridisciplinarité ne participe pas d'une rhétorique à la mode en période de restructuration ou si une formation interdisciplinaire n'est, en réalité, qu'un patchwork mal cousu... Nous estimons que cela n'est pas le cas dans la mesure où le dialogue interdisciplinaire vise la mise en perspective critique de connaissances issues de disciplines fortes et constituées (loin de l'analogie du melting-pot). Cela est d'autant plus vrai quand les standards scientifiques recourent les objectifs pédagogiques alors que le marché du travail attend des individus spécialisés, capables de mobiliser des outils d'analyse adaptés à chaque situation.

Le défi que se sont lancé les professeurs et collaborateurs du Domaine des sciences des sociétés, des cultures et des religions (rattaché dès janvier 2010 au Département des sciences sociales) est donc de poursuivre leurs travaux scientifiques dans leurs disciplines respectives, tout en proposant un projet de formation cohérent. C'est ainsi que les nouveaux programmes d'études bilingues proposent un Bachelor «Sciences des sociétés des cultures et des religions» qui se décline en trois options (anthropologie sociale, études socio-politiques, sciences des religions) et un Master «Sociétés plurielles : cultures politique et religions» réellement innovant puisqu'il est composé d'options thématiques interdisciplinaires. ■

new

Francesca Poglia Mileti est professeure associée de sociologie.  
francesca.poglia@unifr.ch  
www.unifr.ch/gkr

# Im Heissluftballon über den Kilimanjaro

Zwei Mineralogen der Universität Freiburg nehmen im August 2010 am erstmaligen Überflug des Kilimanjaro im Heissluftballon teil. Unter der wissenschaftlichen Co-Leitung von Professor Bernard Grobéty des Departements für Geowissenschaften werden die Wissenschaftler am höchsten Berge Afrikas vulkanologische und glaziologische Forschungen durchführen.

projet

Claudia Brühlhart

Der Überflug des Kilimanjaro-Massivs im Heissluftballon bietet eine einmalige Gelegenheit, um neueste wissenschaftliche Erkenntnisse zu sammeln und Wissenslücken zu schliessen. Er soll einerseits dazu dienen, die Partikelemission von «ruhenden» Vulkanen besser zu verstehen und andererseits neueste Resultate über den aktuellen Stand der Vergletscherung liefern. Zu den vorgesehenen wissenschaftlichen Untersuchungen und Arbeiten gehört, neben der traditionellen Fotografie, auch der Einsatz einer Infrarot-Kamera. Diese wird sowohl interessante Daten zur Glaziologie liefern, wie auch Aussagen über den Zustand und die Aktivität des Vulkans ermöglichen.

## Vulkan und Gletscher zugleich

Entlang des Ostafrikanischen Grabens teilt sich der Afrikanische Kontinent in zwei Teile, was vor Millionen Jahren zur Bildung von Vulkanen geführt hat, darunter auch die Gipfel des Kilimanjaro-Massivs am Eastern Rift, dem östlichen Ast des Grabens. Während aktive Vul-

kane nach einer Eruption durch ihre Lavaströme, Glutwolken und Schlammlawinen in erster Linie die nähere Umgebung und deren Bewohner betreffen, kann der Ausstoss von Gasen und Aschepartikeln (vulkanische Aerosole) eine globale Auswirkung haben. Auch Vulkane, die wie der Kilimanjaro nur fumarolisch aktiv sind, produzieren durch die Kondensation von vulkanischen Gasen Aerosole, die klimawirksam sind. Das Wissen über die genauen Mengen, die Zusammensetzung und die Veränderung vulkanischer Aerosole ist jedoch noch sehr lückenhaft.

Der Vulkankomplex des Kilimanjaro bildet mit dem 5895 Meter hohen Gipfel des Kibo aber nicht nur den höchsten Berg Afrikas, sondern trägt auch einen grossen Eisschild, der unter anderem als gigantisches Klimaarchiv dient. Noch zu Beginn des letzten Jahrhunderts bedeckten die Gletscher des Kilimanjaro eine Fläche von 12 km<sup>2</sup>; im Jahr 2000 waren es nur noch etwa 2,5km<sup>2</sup>.

## Zwei Ballone am Himmel Tansanias

Das Expeditionsteam besteht aus zwei Ballonpiloten, einem Meteorologen, zwei Wissenschaftlern, zwei Filmemachern, einer Journalistin und einem Koordinator; zum Einsatz kommen zwei Heissluftballone. Die wissenschaftliche Leitung der Expedition liegt bei Professor Bernard Grobéty des Departements für Geowissenschaften der Universität Freiburg (CH) und Professor Joerg Keller der Albert-Ludwig Universität in Freiburg (DE). Für die wissenschaftliche Durchführung der Forschung am Kilimanjaro sind Mario Meier und Daniel Wiedenmann verantwortlich, beide doktorierende Mineralogen der Universität Freiburg (CH). Der erstmalige wissenschaftliche Überflug des Kilimanjaro im Heissluftballon ist für August 2010 vorgesehen; die Dauer der Expedition soll rund einen Monat betragen. ■



Nicht nur Vulkan: Der 5895 Meter hohe Kilimanjaro trägt einen grossen Eisschild.

# Apprendre à voir la musique

**Jugés parfois un brin surannés, l'opéra et la musique classique s'approprient les supports médiatiques modernes pour aller à la rencontre de nouveaux publics. Au XXI<sup>e</sup> siècle, la musique devient film : dans un vidéoclip, la cantatrice chante désormais sur YouTube avec un décor et une mise en scène réinterprétés.**

Delphine Vincent

projet

Cette femme dérivant, au clair de lune, sur une bouée en forme de coquillage : image tirée d'un vidéoclip pop, penserez-vous ? Et bien, non ! Extrait d'un «vidéoclip» du «Chant à la lune» de «Rusalka» d'Antonín Dvořák. Tourné par Vincent Paterson, spécialiste du genre (il a notamment réalisé des vidéoclips pour Michael Jackson et Madonna, ainsi que les chorégraphies du film «Dancer in the Dark» de Lars von Trier), il présente cet extrait de «Rusalka» comme une histoire autonome. Anna Netrebko, jeune star de l'opéra, incarne une sirène tombée amoureuse d'un humain, qui, dans une supplique à la lune, demande son amour en retour. Paterson fait de cet air une sorte de berceuse en hommage aux stars hollywoodiennes de la période classique du cinéma américain (témoin, le maillot de bain rappelant Rita Hayworth, «déesse de l'amour» en son temps). En alternance avec la méditation dans la piscine, nous voyons les rêves de la sirène, heureuse avec son amant. A la fin de son chant, elle plonge et l'homme arrive, trop tard. Cette transposition de l'air dans un univers glamour permet de rendre plus accessible à un public totalement étranger à l'opéra un style de musique qui pourrait, de prime abord, lui sembler vieillot. S'agit-il uniquement d'un moyen publicitaire pour lancer une artiste ou d'une production qui prend acte du changement du rapport que le public entretient avec la musique ? Dans tous les cas, phénomène extrême, il provoque les réactions les plus fortes et invite à s'interroger sur la pratique même de la musique filmée, qui, pour cette raison, fait l'objet d'une thèse de doctorat sous la direction du Prof. Luca Zoppelli (Institut de musicologie). Il devient effectivement urgent de se pencher sur une pratique qui modifie radicalement la perception physique et la réception de la musique

classique par rapport à ses modes de diffusion habituels que sont le concert et le disque.

## **Influente mise en film**

Dans le vidéoclip en play-back, l'élément spectaculaire du chant en direct est remplacé par la conjugaison de la performance vocale et de la prestation physique. Outre le lien étroit entre chant et danse, on attend, dans un monde dominé par l'image, également une prouesse visuelle (images et montage). Le travail filmique est évident, impossible à manquer. Toutefois, il ne s'agit pas là d'une nouveauté. La pratique de filmer, par exemple, des représentations d'opéra dans les théâtres remonte aux années 1950. La plupart des téléspectateurs considèrent cette action comme «neutre», prenant position – pour ou contre – le phénomène, déplorant le plus souvent les gros plans peu esthétiques des bouches béantes des chanteurs. Cependant, les manipulations techniques de l'image sont, ici, tout autant à l'œuvre que dans le vidéoclip susmentionné. Il ne peut être question de neutralité dans cette pratique, qui modifie nécessairement notre perception d'une mise en scène. Nous nous trouvons effectivement dans une situation de double cadre : la mise en film est une étape supplémentaire, ajoutée à un spectacle qui était déjà complet lors de sa présentation en salle. Le réalisateur a alors la possibilité d'influencer, autant que le metteur en scène, la signification du drame. Comme outil, il bénéficie, notamment, du cadrage et du montage. Il est frappant de constater que, uniquement avec le hors-champ (c'est-à-dire les éléments de la mise en scène rejetés hors de l'image filmique), il peut radicalement changer le sens d'un opéra.

## **Une œuvre, deux interprétations**

Michael Hampe, metteur en scène célèbre pour ses productions conservatrices, réalise

*Delphine Vincent est assistante-diplômée au Département de musicologie.  
delphine.vincent@unifr.ch*





La soprano russe Anna Netrebko interprète sur YouTube le «Chant à la lune» tiré de «Rusalka» d'Antonin Dvorák.

une mise en scène du «Don Giovanni» de Wolfgang Amadeus Mozart qui devient standard. Montée à plusieurs reprises, elle nous parvient dans deux enregistrements vidéo différents, respectivement à Salzbourg, en 1987, sous la direction d'Herbert von Karajan et à Cologne, en 1991, sous la baguette de James Conlon. Si l'on compare le final du second acte, dans lequel le protagoniste se voit entraîné en enfer par la statue du Commandeur qu'il avait imprudemment invitée à dîner, le sens de cette chute diffère énormément. En effet, la version de Salzbourg nous présente uniquement des plans de Don Giovanni et de la statue. Si l'on ne connaît pas l'histoire, on est surpris d'apprendre que le serviteur du protagoniste, Leporello, est également présent. Ce dernier n'a droit qu'à quatre courts plans (sur une quinzaine de minutes de musique) qui lui sont dévolus car il est, à ce moment, seul à chanter (nous aurions de la peine à comprendre qui parle si, alors, on ne le voyait pas à l'écran). En revanche, il apparaît seul dans neuf plans à Cologne. Comptes d'épiciers ? Certes non ! Le réalisateur nous livre ainsi sa vision du mythe de Don Juan. A Salzbourg, le but est de faire se concentrer le téléspectateur sur le tragique du drame et sa composante métaphysique, voire son côté moralisateur. La dimension comique, dont Leporello est l'un des principaux vecteurs, est éliminée du choc final. Il ne sera pas permis au téléspectateur de voir les mimiques effrayées ou de suivre les propos, parfois incohérents, du serviteur tremblant de fièvre. Au contraire, le réalisateur de la version de Cologne cherche à intégrer cette composante comique au final, réduisant ainsi la part métaphysique du mes-

sage délivré. De prime abord, il pourrait sembler superflu de regarder deux captations de la même mise en scène; toutefois, il ressort de cet exemple qu'il n'en n'est rien. En effet, les choix de cadrage et de montage font de ces deux DVDs des œuvres différentes, dont des sens divers émergent.

#### Nouvel outil pédagogique

Face à ce constat, il est évidemment du devoir des musicologues de s'interroger sur les modifications de la perception que ces productions de musique classique filmée engendrent sur les manières traditionnelles d'écouter, de voir et de concevoir la musique. Devenue un outil pédagogique répandu, un moyen de connaissance non seulement de l'opéra, mais aussi de la musique instrumentale, par le biais de nombreux concerts filmés – permettant également une approche historique des pratiques d'exécution musicale – la musique classique filmée n'est pas un phénomène marginal. Elle se place désormais au premier rang des moyens d'entrer en contact avec un monde qui peut paraître, sans cela, inaccessible ou poussiéreux. Si elle a déjà modifié en partie les habitudes du public, avec des sites d'échanges de vidéos comme YouTube, elle est amenée à jouer un rôle primordial dans la suite de l'histoire de la réception de la musique. C'est pourquoi il importe d'être capable de comprendre réellement ses enjeux, ainsi que le rôle que tient alors le médium filmique dans la perception de la musique. En parallèle à son essor, apprenons à voir la musique. ■

# Vom Spitzensportler zum Ökonomen mit Stehvermögen

Rund zwanzig Jahre nach seinem Olympiasieg nimmt Hippolyt Kempf 2010 in Vancouver wieder an Olympischen Spielen teil. Diesmal jedoch nicht als aktiver Sportler, sondern als Chef der Disziplinen Nordische Kombination und Langlauf. Der ehemalige Spitzenathlet bleibt seinem Sport treu, auch wenn er heute hauptberuflich Ökonom ist.

portrait

Interview Sandra Liechti

**Hippolyt Kempf, Sie wurden im Juni 2009 interimistisch zum Disziplinenchef für Nordische Kombination und Langlauf für den Schweizerischen Skiverband ernannt. Wie schätzen Sie die Chancen der Schweizer Sportlerinnen und Sportler für die Winterspiele von Vancouver 2010 ein?**

Im Langlauf ist der Olympiadfokus sehr wichtig. Dario Cologna ist unser Hoffnungsträger, denn er hat letzte Saison die Tour de Ski (Anm. d. Red.: mehrtägiges Etappenrennen im Rahmen des FIS-Weltcups) und den Gesamtweltcup gewonnen. Für einen Athleten, der den Weltcup gewinnt, ist ein Podestplatz immer ein Thema. Auch die Männerstaffel hat viel Potenzial. Sie könnte für eine Überraschung sorgen, denn die Sportler sind noch jung und schnell - aber es fehlt an Routine. Die Chancen der restlichen Athleten sind schwieriger einzuschätzen.

**Nach Ihrer Karriere als Spitzensportler sind Sie jetzt Sportökonom – eigentlich eine ideale Kombination: Wirtschaft und Sport vereint in einem Beruf. War es für Sie als ehemaliger Sportler einfacher, in diesem Bereich Fuss zu fassen?**

Jein. Wenn man einmal Sportler war, wird man immer gleich als solcher abgestempelt. Es ist schwierig, als Ökonom anerkannt zu werden, wenn man aus dem aktiven Leistungssport kommt. Ausserdem ist mein Arbeitsgebiet sehr speziell. Wahrscheinlich hätte ich es einfacher gehabt, wenn ich nach meinem Lizientiat in Volkswirtschaft bei einer gewöhnlichen Organisation im Finanzbereich eingestiegen wäre anstelle der Sportökonomie.

**Sportökonomie oder Sports Economics tönt tatsächlich noch etwas ungewohnt für Laien. Was muss man sich darunter vorstellen?**

Sports Economics ist die Wissenschaft, die analysiert, wie der Sport als Wirtschaftszweig funktioniert. Und beim Sport Management geht es um die operative Umsetzung dieser spezifischen Eigenschaften. In der Schweiz steckt dieser Wirtschaftszweig noch in den Kinderschuhen.

**Worum geht es konkret beim Herausarbeiten solcher Besonderheiten?**

Ein Beispiel: Jeder Fussballklub ist eigentlich ein Unternehmen, und gemäss Marktwirtschaftslehre ist jedes Unternehmen daran interessiert, jegliche Konkurrenz möglichst auszuschalten, um eine Vormachtstellung zu erlangen. Als Unternehmen im Sportbereich hingegen ist es lebenswichtig, dass es möglichst starke Gegner gibt, um sich messen zu können. Das Vermarktungspotential steigt, wenn die Gegner stark sind.

**Konkurrenz hält also fit – Sie sind jetzt seit vier Jahren beim Bundesamt für Sport. Wie lange machen Sie weiter, oder anders gefragt, bleibt es lebhaft genug für Sie im Bereich der Sport Economics?**

Ja, ich sehe genug Perspektiven. Es gibt einen immensen Forschungs- und Schulungsbedarf. Und an Geld fehlt es im Sport nicht, nur muss eine Umverteilung stattfinden. Es gibt ein paar wenige Spitzenverdiener, aber bereits eine Stufe darunter fehlt es überall an Geld. Das Einkommensgefälle zwischen der Nummer Eins der Weltrangliste im Tennis und der Nummer 150 beispielsweise ist immens. Das muss sich ändern, in jeder Sportart, sei es im Tennis, im Skisport oder im Fussball. Hier kommt die Sportökonomie zum Zug: Sie soll aufzeigen, dass eine nachhaltige ökonomische Entwicklung im Sport möglich ist, wenn es starke Gegner gibt, Chancengleichheit gewährleistet ist und Umverteilungsmechanismen vorhanden sind.



© Sandra Liechti

Hippolyt Kempf: «Ich funktioniere am besten unter Hochdruck.»

**Sie haben in Calgary 1988 die Goldmedaille in der Nordischen Kombination gewonnen. Kommen Erinnerungen hoch, wenn Sie sich sozusagen als Passiv-Sportler wiederum für Olympia vorbereiten?**

Ja, diese starken Emotionen verblassen nicht mit den Jahren. Ich weiss noch genau, wie es sich damals angefühlt hat. Ein Schlüsselmoment war der Countdown zum ersten Sprung im Skisprung. Ich erinnere mich gut daran, wie ich gewartet habe, bis der Athlet sieben Startnummern vor mir gesprungen war, bevor ich meine Schuhe anzog. Und wie ich dann meinen Anzug minutiös überprüft habe. Man hat so seine Rituale, die Sicherheit geben... Solche Momente sehe ich noch ganz deutlich vor meinem geistigen Auge.

**In diesen Momenten sind die Anspannung und der Druck ziemlich gross. Welche Fähigkeiten muss ein Spitzenathlet haben, um diesem Druck stand zu halten, der Nervosität zu trotzen und eine starke Leistung zeigen zu können?**

Die Fähigkeit zur Konzentration, die Fokussierung auf solche ganz speziellen Momente. Das ist eine wichtige Voraussetzung. Bei mir war es jedenfalls so, dass ich am stärksten war, wenn es drunter und drüber ging. Ich funktioniere am besten unter Hochdruck. Dann erbringe ich Spitzenleistungen.

**Wie erleben Sie denn den Berufsalltag, der nicht immer so fokussiert ist auf nur einen Moment?**

Es ist nicht immer einfach. Als Athlet liebte ich diese Momente der höchsten Konzentration. Das ist jetzt nicht mehr so gefragt. Mein Job als Sportökonom ist eher wie ein Ultra-Ultra-Marathon. Man bringt eine Ausdauerleistung und muss Stehvermögen beweisen. Ich musste lernen, dass es wichtig sein kann, nonstop zu funktionieren und nicht nur punktuell eine Höchstleistung abzurufen.

**Wie erlebten Sie ihr Studium nach dem Rücktritt vom Spitzensport?**

Der erste Winter an der Uni Freiburg war hart. Ich werde unzufrieden, wenn ich mich zu wenig bewege und keinen Sport treiben kann. Die Jahre zuvor war ich ja ungefähr 200 Tage im Jahr unterwegs gewesen und hatte bis zu 30 Stunden pro Woche trainiert.

**Haben sie noch Kontakt zur Universität Freiburg?**

Ja, regelmässig. Im Rahmen meiner Arbeit beim Bundesamt für Sport in Magglingen (BASPO) haben wir eine Zusammenarbeit mit dem Verbandsmanagement Institut (VMI) der Uni Freiburg. ■

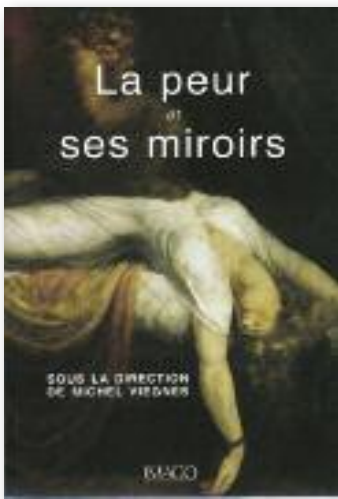
*Hippolyt Kempf gewann in Calgary 1988 die olympische Goldmedaille in der Nordischen Kombination. Die Nordische Kombination ist eine Mehrkampf-Sportart und besteht aus den Disziplinen Skisprung und Langlauf. Mit der olympischen Goldmedaille war der Luzerner auf einen Schlag in aller Munde. Nach seinem Erfolg in Calgary gewann Hippolyt Kempf bei der Weltmeisterschaft 1989 in Lahti Silber. Nach seinem Rücktritt vom Spitzensport studierte er von 1994-1998 an der Universität Freiburg Volkswirtschaft und schrieb 2004 eine Dissertation zum Thema «Sport: zwischen Sturz und Euphorie: eine vergleichende Analyse der institutionellen Vorkehrungen für den Sport als Spiel und jenem als Ware». Seit 2005 ist Kempf als Sportökonom beim Bundesamt für Sport in Magglingen tätig. Interimistisch waltet er bis spätestens 2011 als Disziplinenchef Nordische Kombination und Langlauf beim Schweizerischen Skiverband. Der 44-jährige Hippolyt Kempf hat zwei Kinder im Alter von eineinhalb und dreieinhalb Jahren und lebt mit seiner Partnerin im Berner Oberland.*

# La peur, cette émotion aux 1001 reflets

Entre la peur instinct de survie et la peur pathologique, la gamme du sentiment se compose de nombreuses nuances. Pour les scientifiques, il s'agit d'analyser objectivement le phénomène pour contrer les explications trop simplistes. L'ouvrage collectif «La peur et ses miroirs», dirigé par le Prof. Michel Viegnes, témoigne de la multiplicité des approches d'un sujet complexe et passionnant.

Christine Carrard

## lecture



*La peur et ses miroirs*  
Sous la direction de Michel Viegnes  
Editions Imago  
ISBN 978-2-84952-077-2

Si les savants fous ont désormais remplacé les sorciers, la peur, elle, a de tout temps fait partie de l'humanité : il s'agit sans aucun doute de l'émotion la plus forte et la plus ancienne qui renvoie l'homme à sa nature animale. Passionné par ce thème, Michel Viegnes, professeur de littérature française et comparée, a réuni dans un recueil intitulé «La peur et ses miroirs» les contributions de 22 auteurs (dont près de la moitié rattachés à l'Université de Fribourg), scientifiques d'horizons divers tels que la théologie, la philosophie, la linguistique, la littérature, l'histoire ou encore la musicologie. A peine ses quartiers pris à Fribourg en 2006, le Prof. Viegnes lance aussitôt le projet en organisant deux colloques – intitulés «Miroirs de la peur» et «Territoires de la peur» – en 2007 et 2008, très motivé par le climat propice régnant à l'Alma mater : «J'ai trouvé un vrai soutien, une communauté intellectuelle qui travaille dans une ambiance favorisant les collaborations, l'interdisciplinarité et les échanges». Réalisé dans cet esprit, l'ouvrage démontre la pertinence d'une recherche scientifique en phase avec les débats de société actuels.

### Un Occident angoissé

Face à la peur, il existe souvent un présupposé : la peur, c'est idiot, infantile. «Ce serait une faiblesse honteuse, qu'exploitent sans vergogne les démagogues et les charlatans de tout poil.» Pourtant la peur peut s'avérer bonne conseillère : en effet, dès qu'elle disparaît ou décline, on assiste souvent à un recul des comportements responsables, comme dans le cas du SIDA qui connaît ces dernières années une recrudescence.

Pour M. Viegnes, le rôle des scientifiques s'avère ici essentiel : il s'agit de tenir un discours objectif et nuancé, de distinguer les peurs et de rééquilibrer les choses. Ainsi, la

première contribution du recueil, celle du médecin psychiatre Christophe André, différencie la peur «normale» de celle qui bascule dans la pathologie. «Si «deos» est la peur rationnelle et proportionnée devant une menace avérée, «phobos» implique une peur démesurée, irréfléchie et récurrente, même une fois tout danger écarté.» La peur pathologique correspondrait ainsi à une alarme mal réglée. Mais la géographie de la peur révèle toute une palette de sentiments : crainte, anxiété, angoisse, panique, frayeur, terreur... Rares sont les personnes qui n'ont jamais connu au moins une de ces émotions. Il serait même anormal, d'après M. Viegnes, de ne jamais en avoir éprouvé aucune.

Depuis le romantisme, l'art et la littérature se nourrissent essentiellement de thèmes négatifs, et l'Occident a produit un nombre impressionnant d'œuvres relatives à la peur et à l'angoisse : cette dernière n'a pas d'objet précis et reflète un état propre à la condition humaine, sans doute résumé dans cette citation d'André Malraux : «L'homme, c'est l'animal qui sait longtemps à l'avance qu'il doit mourir». Véritable mère nourricière de la créativité, l'angoisse a pris de l'ampleur depuis la contestation des croyances religieuses, laissant voler en éclats toute idée de prédétermination et induisant une perte de sens due à l'incertitude grandissante. Ce sentiment a connu un apogée avec les philosophes existentialistes, qui plaçant le «concept d'angoisse» théorisé par Kierkegaard au cœur de leurs préoccupations.

### Une globalisation qui fait trembler

L'angoisse la plus forte et la plus dangereuse est celle qui touche les structures identitaires, tant au niveau individuel que collectif. Ce paramètre peut par exemple expliquer la montée de l'extrême-droite dans une Europe qui se cherche encore une identité au sein d'un

monde globalisé. Le vote des Suisses contre la construction des minarets va probablement dans le même sens.

Les peurs se transforment au fil du temps : ainsi la peur de l'Apocalypse devient-elle aujourd'hui la peur de la destruction de l'environnement. A la différence fondamentale que désormais l'être humain a effectivement le pouvoir de détruire la planète. Dans son article, l'anthropologue Andrea Boscoboinik se réfère à Anthony Giddens, soulignant que les risques ont augmenté et se sont globalisés dans les conditions de la modernité tardive. «Or s'il est possible qu'il y ait plus de risques aujourd'hui qu'hier, c'est surtout notre perception du risque et notre rapport au danger qui ont changé. En effet, la perception du risque est très différente selon les époques, les sociétés et les individus.»

### Quand la fiction devient réalité

Ainsi, depuis la fin de la 2<sup>e</sup> Guerre mondiale, l'humanité vit dans la peur, peur qui atteint parfois les dimensions d'une véritable psychose collective : on craint la prolifération nucléaire, on a peur du progrès technologique, du surpeuplement, du terrorisme. Dans sa réflexion, le Prof. Jean Marigny explique les différentes façons dont la littérature et le cinéma de science-fiction se sont emparés de ces thèmes, avec entre autres la révolte des robots, les dérives de la nanotechnologie, l'enfer futur de la vie urbaine surpeuplée, les catastrophes naturelles... Certains scénarii se sont finalement révélés assez proches de la réalité.

Un sujet particulièrement actuel qui attise de nombreuses peurs est celui du transhumanisme, traité dans le recueil par l'anthropologue lausannoise Daniela Cerqui : ce mouvement culturel et intellectuel prône l'usage des sciences et des techniques afin de développer les capacités physiques et mentales des êtres humains. Dans cette optique, les penseurs transhumanistes comptent sur les biotechnologies et sur d'autres techniques émergentes. Pour Daniela Cerqui, «il existe un clivage net entre la peur collective de disparaître comme espèce, qui s'exprime surtout à travers les scénarii de science-fiction, et la peur, exprimée par les transhumanistes, que nous restions tels quels, avec toutes nos limitations». En fait, le phénomène ne relève plus de la science-fiction puisque des chercheurs aux Etats-Unis réalisent depuis quelques années des expériences pour le moins osées.

### Cette peur dont on raffole

La peur n'est toutefois pas uniquement un sentiment négatif : dans certaines conditions, notamment en ce qui concerne la littérature et le cinéma, elle peut être synonyme de



Johann Heinrich Füssli, «Le Cauchemar», 1782.

plaisir. L'individu aime avoir peur, comme le relève Daniel Sangsue, professeur de littérature française moderne à Neuchâtel, dans son article intitulé «Croyez-vous aux fantômes ? – Non, mais j'en ai peur». Ainsi, «nous éprouvons un plaisir trouble à lire, à la clarté de la lampe, confortablement installés dans notre fauteuil et entourés de la douce chaleur du foyer, des histoires d'horribles morts qui reviennent et qui apparaissent à de pauvres vivants lors de nuits glaciales...». Pour le Prof. Viegnes, nous aimons avoir peur en toute sécurité, car ce sentiment nous rapproche les uns des autres. Il s'agit aussi d'une sorte de mémoire de l'espèce : vivant dans un monde en apparence très sécurisé, se faire peur de manière virtuelle nous rappelle que cette sécurité est fragile. Avoir peur pour ce qui existe nous rend plus conscients de l'aspect précieux des choses, même les plus modestes. ■



Françoise Revaz  
**Introduction à la narratologie**  
 ISBN 978-2-8011-1601-2

Cet ouvrage d'introduction à la narratologie aborde la question de la narrativité dans une double perspective théorique : la sémantique de l'action et la narratologie. En effet, s'il est communément admis que le récit est «représentation d'actions», le type de rapport qui existe entre le monde de l'action et la narration ne cesse d'être un objet de débat, chez les philosophes, les historiens ou les narratologues.



Corinne Rossari, Frédéric Gachet  
**Le moulin à paroles**  
 ISBN 978-2-8289-1109-6

Les activités millénaires de paysan, meunier, boulanger et éleveur d'animaux sont à l'origine de nombreuses expressions toujours bien vivantes de nos jours, même si ces métiers se sont beaucoup mécanisés et ne concernent désormais qu'une petite partie de la population. Cet ouvrage nous entraîne dans un voyage linguistique passionnant, nous expliquant les origines, l'évolution et le sens d'expressions couramment utilisées et devenues notre pain quotidien.



Nollert Michael  
**Armut trotz Arbeit**  
 ISBN 978-3-03777-085-6

Seit den 1990er-Jahren reicht das Einkommen in der Schweiz für viele nicht mehr aus, um sich einen Lebensstandard zu finanzieren, der mehr bietet als die Existenzsicherung. Dass die Vollbeschäftigung nicht mehr die Beseitigung des Armutsproblems garantiert, stellt den modernen Sozialstaat vor grosse Probleme. Der vorliegende Band befasst sich mit diversen Aspekten der Armut, des strukturellen Wandels im Erwerbsbereich und der sozialpolitischen Armutsbekämpfung.



Skenderovic Damir  
**The Radical Right in Switzerland**  
 ISBN 978-1-84545-580-4

There has been a tendency to view Switzerland as a unique case, and comparative scholarship on the radical right has shown little interest in the country. The author of this book presents the first comprehensive study of the development of the radical right in Switzerland since the Second World War. He shows that Switzerland has had an important radical right since the 1960s and that recently, this has resulted in the consolidation of a diverse Swiss radical right.



Riti Sharma, Magali Jenny  
**Heilerinnen und Heiler in der Deutschschweiz**  
 ISBN 978-2-8289-1065-5

Nach dem Erfolg von Magali Jennys «Guérisseurs, rebouteux et faiseurs de secret en Suisse romande» hier nun der erste umfangreiche Führer, der den Volksheilerinnen und -heilem der Deutschschweiz gewidmet ist: Wer sind sie? Was heilen sie? Wo sind sie zu finden? Was sagen die Schulmedizin und die religiösen Institutionen dazu? Was kosten ihre Behandlungen? Wie erkennt man einen seriösen Heiler? Untersuchungen, Porträts, Erfahrungsberichte und Adressen.



Urs Altermatt  
**Konfession, Nation und Rom**  
 ISBN 978-3-7193-1457-6

In seinem neuesten Buch wirft Urs Altermatt einen transnationalen Blick auf Religion und Nation in Europa während des 19. und 20. Jahrhunderts, wobei er den Schweizer Katholizismus und dessen politische Emanzipation im Bundesstaat sowie die damit zusammenhängenden Identitätsdiskurse in den Mittelpunkt rückt. Die Debatte um das Ergebnis der Anti-Minarett-Initiative gibt dem Buch eine unverhergesehene Aktualität.

PUB CANISIUS